



MASTERARBEIT / MASTER'S THESIS

Titel der Masterarbeit / Title of the Master's Thesis

Queere (Über-)Lebensstrategien

Eine qualitative Studie auf Basis biographischer Interviews

verfasst von / submitted by

Teresa Elser, BA

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of

Master of Arts (MA)

Wien, 2020 / Vienna 2020

Studienkennzahl lt. Studienblatt/
degree programme code as it appears on
the student record sheet:

A 066 808

Studienrichtung lt. Studienblatt/
degree programme as it appears on
the student record sheet:

Masterstudium Gender Studies

Betreut von / Supervisor:

Univ. Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ Bettina Dausien

Für meine Familie

Gefördert von der Österreichischen Hochschüler_innenschaft



INHALTSVERZEICHNIS

Einleitung	1
Terminologie	4
1. Forschungsfeld und Theoretischer Bezugsrahmen	13
1.1. Heteronormativität – Eine Definition.....	14
1.2. Heteronormative Strukturen der Kindheit.....	16
1.2.1. Sozialisation	16
1.2.2. Geschlecht und Begehren lernen	19
1.2.3. Kindergarten und Grundschule	22
1.3. Heteronormative Strukturen der Jugend	24
1.3.1. Jugend.....	24
1.3.2. Die weiterführende Schule	25
1.3.3. Coming-Out und andere Strategien.....	29
2. Methodische Herangehensweise	36
2.1. Forschungsstand	36
2.2. Forschungsfrage und Forschungsvorhaben.....	41
2.3. Biographieforschung	43
2.3.1. Biographisch-narrative Interviews	45
2.3.2. Die Narrationsanalyse	47
2.3.3. Sprachliche Darstellungsformen	50
2.3.4. Prozessstrukturen nach Schütze	52
3. Datenerhebung	54
3.1. Sampling.....	55
3.2. Kontaktaufnahme	56
3.3. Interviewführung und Vorgehensweise	57
4. Auswertung der Interviews	59
4.1. Fallanalyse: Mika Rhomberger	59

4.1.1. Die Interviewsituation	59
4.1.2. Biographisches Kurzporträt.....	60
4.1.3. Die Kernstelleninterpretation	63
4.2. Kurzporträt: Linda Müller	84
4.2.1. Die Interviewsituation	84
4.2.2. Biographisches Kurzporträt.....	85
4.2.3. Kernstelleninterpretation	89
4.3. Kurzporträt: Uli Gruber.....	91
4.3.1. Die Interviewsituation	91
4.3.2. Biographisches Kurzporträt.....	92
4.3.3. Kernstelleninterpretation	96
5. Queere (Über-)Lebensstrategien	97
5.1. Coming In.....	98
5.2. Coming-Out.....	101
5.3. Am Arbeitsplatz	104
5.4. Der eigene Körper	107
5.5. Queer und Glücklich	109
6. Conclusio.....	112
Literaturverzeichnis.....	117
Abbildungsverzeichnis	125
Kurzfassung.....	126
Abstract	126
Transkriptionsnotation	127
Anhang	128

EINLEITUNG

In den letzten Jahren haben sich einige rechtliche Rahmenbedingungen für queere Menschen positiv verändert, seit dem 1. Jänner 2019 können etwa homosexuelle Paare in Österreich heiraten, nachdem das bestehende Gesetz vom Verfassungsgerichtshof als menschenrechtswidrig eingestuft und aufgehoben wurde (vgl. DERSTANDARD 2018a). Trotzdem wollte das österreichische Innenministerium gleichgeschlechtliche Ehen, die vor 2019 in einem anderen Land geschlossen wurden, nicht anerkennen (vgl. DERSTANDARD 2019). Dieses Beispiel zeigt, dass in der zweihundertjährigen Geschichte der Kriminalisierung und Pathologisierung von nicht-normativen Lebensweisen zwar Fortschritte erzielt werden, doch die Vorstellungen von Geschlecht nach wie vor normiert und normierend sind. Diese Sichtweise auf Geschlechtsidentität und Sexualität wirkt sich auf fast alle Bereiche des Lebens aus, etwa auf Gesetze in der Politik, in der Medizin, im Bildungsbereich oder auf Entscheidungen in der Rechtsprechung (vgl. Krell/Oldemeier 2017:9f.).

Im Februar 2020 wurde Österreich zum wiederholten Mal von dem UN-Kinderrechtsausschuss dazu aufgefordert, nicht-notwendige und nicht-konsensuale Genital-Operationen von inter*geschlechtlichen Kindern zu unterlassen. Nach wie vor werden in Österreich geschlechtsnormierende Operationen an Kindern durchgeführt (vgl. Plattform Intersex 2020). Nachdem eine Privatperson in Österreich 2018 das Recht auf einen dritten Personenstandeintrag beim Verfassungsgerichtshof eingeklagt und Recht zugesprochen bekam, begannen in der Öffentlichkeit erst die Überlegungen zu Unisex-Toiletten oder mehr Möglichkeiten, die eigene Geschlechtsidentität auch formal einzutragen. So gab es an der Universität Wien bis dahin nur die Möglichkeit, sich als Frau oder als Mann zu inskribieren (vgl. DERSTANDARD 2018b). Es fällt immer wieder auf, dass verwaltungs- und bautechnische Strukturen so geprägt von heteronormativem¹ Denken sind, dass in diesen Debatten die Existenz von Lebensrealitäten und die Notwendigkeit für Veränderungen erst argumentiert werden müssen, bevor mehr Handlungsraum für nicht-normative Menschen geschaffen wird (vgl. Rieser 2020:23).

¹ Heteronormativität bedeutet, selbstverständlich davon auszugehen, dass alle Menschen heterosexuell sind und sich entweder als Mann oder als Frau identifizieren. Das wird als Norm gesehen und andere Formen der Identität oder Sexualität werden davon ausgeschlossen (vgl. Czollek 2009:37).

Die Kategorie Geschlecht und darauf aufbauend die sexuelle Identität spielen eine große Rolle bei der gesellschaftlichen Teilhabe. Für Menschen, die der heteronormativen Ordnung entsprechen, ist „gerade die klare Wahrnehmung des Geschlechts und dessen eindeutige Positionierung im öffentlichen Raum eine unverzichtbare Kategorie der Sicherheit“ (Gössl 2014:21f.). Für alle anderen bedeutet das, dass ihre Existenz und ihre persönliche Sicherheit bedroht ist, denn Heteronormativität setzt Verhaltensregeln voraus, die man kennen muss, um nicht diskriminiert, lächerlich gemacht, pathologisiert, bedroht, verfolgt oder getötet zu werden. Wagenknecht weist darauf hin, dass es deshalb zu einem gesellschaftlichen Druck kommt, sich einer Identität und einer sexuellen Orientierung zuzuordnen, wobei die Auswahl an Identitäten hierarchisch geordnet ist. Nicht nur im sozialen Miteinander, auch in der Wissensproduktion, in der Politik oder bei der Arbeitsteilung wirken heteronormative Strukturen (vgl. Wagenknecht 2007:17) und zeigen, wie wichtig heterosexuelle Geschlechterbeziehungen für gesellschaftliche Prozesse und Institutionen sind (Hartmann/Klesse 2007:9).

Ausgehend von Studienergebnissen, die sich mit den Lebensbedingungen von LGBTIQQA*² Menschen beschäftigen, wird deutlich, dass es aufgrund der sexuellen Orientierung und/oder der Geschlechtsidentität ein erhöhtes Risiko für queere Menschen gibt, verbal oder physisch angegriffen zu werden (vgl. LesMigraS 2012:116). In Österreich – wie auch in den meisten anderen westlichen Industriestaaten – sind sowohl die Kindheit und Schulzeit als auch das Berufsleben heteronormativ strukturiert. Gesellschaftliche Erwartungen sind mit der zugewiesenen Geschlechtsidentität verbunden und gleichzeitig sind öffentliche Institutionen dahingehend normierend strukturiert (Trautner 2006:110f.). Beispiele dafür gibt es viele, etwa der Umgang mit dem christlichen Sexualkundeverein *Teenstar*, der 2018 wegen veröffentlichter Unterrichtsmaterialien in Verruf geriet, da darin zu lesen war, dass Homosexualität „heilbar“ und Sexualität nur innerhalb der heterosexuellen Ehe erstrebenswert sei. Trotzdem ist dieser Verein – mit wenigen Ausnahmen und Einschränkungen – nach wie vor an Schulen in Österreich, Deutschland und der Schweiz tätig und bietet Workshops zur sexuellen Aufklärung an (vgl. *Teenstar* 2020). Laut FALTER ist ein Grund dafür, dass der Verein mit der katholischen Kirche und der Politik vernetzt sei und daher der Unterricht mit konservativen und diskriminierenden Inhalten an Schulen nicht verboten wurde (FALTER 2019). Dieses Beispiel zeigt, dass es nach wie vor Menschen und Institutionen gibt, die ein Interesse

² LGBTIQQA ist ein Akronym und steht für Menschen, die sich als Lesbian, Gay, Bisexual, Trans*, Inter*, Queer, Questioning oder Asexual identifizieren. Das Sternchen zeigt die Unvollständigkeit der Auflistung an.

daran haben, dass Heterosexualität und binäre Geschlechtsidentitäten als Normalität gesehen und queere Lebensweisen unsichtbar gemacht werden.

Mit dieser Masterarbeit möchte ich einen Beitrag dazu leisten, queere Lebensrealitäten sichtbar zu machen. Ganz bewusst lasse ich die Interviewpartner_innen selbst zu Wort kommen. Meine Annahme ist, dass innerhalb einer heteronormativ strukturierten Umwelt Strategien, die bewusst oder unbewusst angewandt werden, notwendig sind, um so wenig wie möglich diskriminiert zu werden bzw. zu (über-)leben. Diese möchte ich anhand biographisch-narrativer Interviews herausarbeiten, um zu analysieren, inwiefern sich heteronormative Strukturen auf Biographien auswirken und wie sich die Interviewpartner_innen Handlungsspielräume erarbeiten konnten.

Diese Arbeit ist in drei Teile gegliedert:

Nach der Erläuterung der wichtigsten Begriffe, gehe ich im ersten Teil der Arbeit auf den theoretischen Bezugsrahmen und das Forschungsfeld ein. Zunächst wird Heteronormativität definiert, um anschließend zu zeigen, dass heteronormative Strukturen bereits während der Sozialisation und später auch im Kindergarten und in der Schule eine Rolle spielen. Dabei behandle ich sowohl den Prozess des eigenen Erkennens der Geschlechtsidentität und/oder Sexualität, als auch mögliche Strategien, wie das Coming-Out, um sich in einer heteronormativen Umgebung zu orientieren.

Der zweite Teil ist der Methodologie gewidmet. Ich gehe auf den Forschungsstand von Veröffentlichungen ein, die sich mit ähnlichen Themen wie diese Arbeit beschäftigt haben, um anhand der Ergebnisse zu erläutern, für welche Forschungsfrage und Methoden ich mich entschieden habe. Die Biographieforschung und die Analyse von biographischen Erzählungen durch die Narrationsanalyse, werden anschließend behandelt. In Zusammenhang mit der Narrationsanalyse nach Schütze werden auch Prozessstrukturen und sprachliche Darstellungsformen von Erzählungen vorgestellt.

Der dritte Teil der Arbeit beschäftigt sich mit der Vorbereitung, der Durchführung und der Auswertung der durchgeführten Interviews. Die Analysen der Interviews werden zunächst einzeln dargestellt, um dann im anschließenden Kapitel nach gemeinsamen Prozessstrukturen untersucht zu werden. Die Ergebnisse dieses Vergleichs werden im letzten Kapitel dargestellt.

TERMINOLOGIE

In dieser Masterarbeit werden Fach- und Szenebegriffe verwendet, die ich im Folgenden erläutern möchte, da das Verständnis dieser Begriffe im weiteren Verlauf der Arbeit vorausgesetzt wird. Viele der Termini stammen aus den Queer Studies und können nicht übersetzt, sondern nur eingedeutscht und erklärt werden (vgl. Kraß 2009:8).

- *Sex und Gender*

Bis weit in das 20. Jahrhundert hinein, wurden bestehende gesellschaftliche Geschlechterhierarchien durch Unterschiede in Körperbau, Anatomie und Psychologie legitimiert und daran festgehalten (vgl. Tillmann 2010:55f.). Die Existenz von zwei biologisch begründeten Geschlechtern erschien wie ein nicht zu hinterfragendes Naturgesetz (Wickler/Seibt 1998:76). Erst ab den siebziger Jahren wurde diese Denkrichtung von feministischen Sozialwissenschaftler_innen als Machterhaltungsstrategie enttarnt und biologisch genannt (vgl. Tillmann 2010: 63f.). Konzepte, die Geschlecht als soziale Konstruktion verstehen, gehen hingegen davon aus, dass dieses Wissen um die Zweigeschlechtlichkeit historisch bedingt ist und nur funktioniert, weil es durch Praktiken und Sprache ständig reproduziert wird (vgl. Wetterer 2004:122). Butler verweist darauf, dass es kein „natürliches Geschlecht“ gäbe, sondern diese Annahme kulturell hergestellt wird, indem Geschlecht als politisch neutral und ohne kulturellen Bezug dargestellt wird (vgl. Butler 2014:24).

Die Opposition *sex* und *gender* wurde erstmals in den 1950ern von John Money und seinem Team geprägt, die Sozialexperimente mit Inter*Personen durchführten und feststellten, dass die geschlechtlichen Identitäten unabhängig von den anatomischen Gegebenheiten der Personen ausgebildet waren. Daher bezeichneten sie *gender* als soziales Geschlecht und *sex* als körperliches Geschlecht. Diese „Untersuchungen“ werden bis heute scharf von Inter*Verbänden kritisiert und als Zwangsmaßnahmen und menschenrechtswidrige Eingriffe in körperliche und geistige Gesundheit verstanden (vgl. Baumgartinger 2019:51). Money war überzeugt, dass die Geschlechtsidentität reine Erziehung sei und als sich ein junges Paar 1965 hilfesuchend an den Sexualforscher wandte, überzeugte er sie davon, einen ihrer Söhne als Mädchen zu erziehen, da dessen Penis bei einem operativen Eingriff irreparabel verletzt worden war. Das Sozialexperiment wurde ohne das Wissen oder das Einverständnis der Kinder durchgeführt und scheiterte, da sich das Kind nicht als weiblich identifizierte und die ganze Familie an den Folgen dieses Experiments litt (SÜDDEUTSCHE ZEITUNG 2000).

In den nächsten Jahrzehnten wurde das Begriffspaar *sex* und *gender* von Robert Stoller um *sex*, *gender identity* und *gender role* erweitert, wobei auch diese Erkenntnis auf pathologisierenden Versuchen mit Trans*Personen basiert, da er versuchte, Trans*Menschen „zu heilen“ und anhand der „Abweichung von der Norm“ die Entwicklung der Geschlechtsidentität der „normalen Bevölkerung“ erforschen wollte (vgl. Baumgartinger 2019:52f.). In Judith Butlers Kritik an der Opposition *sex/gender* führt sie aus, dass nicht nur das soziale Geschlecht, sondern auch *sex* konstruiert ist, weil es keine eindeutig weiblichen oder männlichen Körper gibt (vgl. Butler 2014:24). Das Bestreben nach festgelegten und eindeutigen Geschlechtsidentitäten stellt eine heteronormative Strategie dar, da nicht-geschlechterkonforme Jugendliche häufig mit dem Vorwurf „nicht männlich/weiblich genug“ zu sein, konfrontiert werden (vgl. Tervooren 2012: 180f.).

- Heteronormativität

Heteronormativität bedeutet, selbstverständlich davon auszugehen, dass alle Menschen heterosexuell sind und sich entweder als Mann oder als Frau identifizieren. Das wird als Norm gesehen und andere Formen der Identität oder Sexualität werden davon ausgeschlossen. Diese Vorstellungen von Geschlecht und Sexualität werden durch die ständige Wiederholung etwa durch Medien, wie Filmen und Büchern, aber auch in der Politik und im Bildungswesen verinnerlicht und haben Auswirkungen auf die Vorstellungen von Körper, Familie, Geschlecht und Identität (vgl. Czollek 2009:37).

Als **heterosexuell** bezeichnen sich Menschen, die sich in einem binär gedachten Geschlechtersystem zu dem entgegengesetzten Geschlecht sexuell und/oder romantisch hingezogen fühlen. Ausführlicher gehe ich auf die beiden Begriffe in dem Kapitel 1.1. ein.

- Geschlechtsidentität:

bezeichnet das empfundene Gefühl der Zugehörigkeit zu einem Geschlecht. Dieses Gefühl kann mit dem bei der Geburt zugewiesenen Geschlecht übereinstimmen, muss es aber nicht (vgl. Akademie der bildenden Künste 2019:16) In der deutschen Übersetzung von Judith Butler wird *gender* mit Geschlechtsidentität und *sex* mit Geschlecht übersetzt (vgl. Jagose 2001:11).

- Geschlechtliche und/oder sexuelle Identität:

Geschlechtliche Identität hat dieselbe Bedeutung wie Geschlechtsidentität. Mit sexueller Identität meine ich das Finden und Identifizieren mit der sexuellen Orientierung.

- LGBTIQQA*

Dieser Begriff ist ein Akronym und setzt sich aus den englischen Begriffen **Lesbian**, **Gay**, **Bi*sexual**, **Trans***, **Inter***, **Queer**, **Questioning**, **Asexual** und dem Asterisk * zusammen.

Die Verwendung des Asterisks * hat seinen Ursprung in den Computerwissenschaften und bedeutet, dass nach allen Wörtern gesucht wird, die mit dem Begriff vor dem Asterisk beginnen, unabhängig von ihrer Endung (vgl. Baumgartinger 2017:63). In dieser Aufzählung bedeutet es, dass die Liste unvollständig ist, da Selbstbezeichnungen individuell gewählt werden und nicht in jedem (kulturellen) Kontext die gleiche Bedeutung haben müssen.³

Als **lesbisch** (lesbian) bezeichnen sich Menschen, die sich als Frauen identifizieren und sich von anderen als Frauen identifizierte Menschen angezogen fühlen und nur mit ihnen sexuelle und/oder romantische Beziehungen eingehen wollen.

Als **schwul** (gay) bezeichnen sich Menschen, die sich als Männer identifizieren und sich von anderen als Männer identifizierte Menschen angezogen fühlen und nur mit ihnen sexuelle und/oder romantische Beziehungen eingehen wollen.

Menschen, die sich nicht ausschließlich zu einem Geschlecht hingezogen fühlen, bezeichnen sich als **bi*sexuell**. Renate Baumgartner schreibt gerade an der ersten Publikation zu bisexuellen Frauen in Österreich, die in qualitativen Interviews über ihre nicht-monogamen Beziehungen und den spezifischen Herausforderungen als bisexuelle Person sprechen. In der Auseinandersetzung mit den Erzählungen von bi*lebenden Personen fällt auf, dass ihnen oft unterstellt wird, sie könnten sich nicht für eine sexuelle Orientierung entscheiden, sie befänden sich nur in einer Phase oder wären nymphomanisch veranlagt bzw. untreu. Sprechen bi*sexuelle Frauen mit fremden Menschen über ihre Sexualität, erzählen sie, dass viele Menschen mit unpassenden sexuellen Angeboten reagieren oder sie nicht ernst nehmen würden (vgl. Baumgartner 2017a:2f.). Diese negativen Stereotype und Einstellungen können gesundheitliche Auswirkungen, etwa Depressionen oder Angststörungen, auf bi*lebende Menschen haben und trotzdem gibt es dazu vergleichsweise wenig Forschung (vgl. Payk

³ In dieser Arbeit verwende ich die Bezeichnungen zu Identitäten so, wie ich sie auch in den Originaltexten bzw. in den Texten, auf die ich mich beziehe, vorfinde. Daher kann es zu unterschiedlichen Schreibweisen, etwa bisexuell und bi*sexuell kommen, da ich die Identitätskonzepte, die mit den Begriffen einhergehen, nicht angleichen möchte. Ich verwende grundsätzlich den Unterstrich, um gendergerecht Personen zu beschreiben und den Asterisk bei Identitätsbegriffen. Für die Interviewperson Uli wird das Pronomen nin verwendet.

2017:36). Die Identifikation mit einer bi*sexuellen Orientierung kann Raum bieten, sich auch zu nicht-binären Geschlechtsidentitäten hingezogen zu fühlen.

Als **pan*sexuell** bezeichnen sich Menschen, die sich für andere Menschen unabhängig von deren Geschlechtsidentität romantisch und/oder sexuell interessieren (HOSI Wien 2019b).

Trans*, **trans**, **transgender**, **transident** sind Selbstbezeichnungen von Menschen, deren Geschlechtsidentität nicht oder nur teilweise mit dem bei der Geburt zugewiesenen Geschlecht übereinstimmt. Die Begriffe „transsexuell“ oder „intersexuell“ werde ich nicht verwenden, weil sie pathologisierend sind und durch die Endung -sexuell in die Irre führen, da sie sich nicht auf die sexuelle Orientierung, sondern auf die Identität beziehen (vgl. Akademie der bildenden Künste 2019:7).

Ich verwende in der Arbeit den Oberbegriff Trans*, um möglichst viele Lebensweisen, Identitäten und Prozesse, wie etwa transident, transgender, transgeschlechtlich, Transmann, Transfrau, aber auch genderqueer, genderfluid, two-spirit, bigender ... darzustellen, wobei auch diese Liste nur unvollständig sein kann (vgl. Baumgartinger 2017:63f.). Wichtig dabei ist, zu zeigen, dass hier nicht-binär gedacht wird und Trans* nicht davon ausgeht, dass Personen zwangsläufig von einem Geschlecht zu einem anderen wechseln, sondern sich genau dort definieren, wo sie sich wohlfühlen.

Trans* und Inter*Personen sind mit besonders viel Unwissen der Mitmenschen konfrontiert und erleben laut einer deutschlandweiten Studie, bei der über 2000 queere Teilnehmer_innen befragt wurden, dass Trans*Menschen im Vergleich zu anderen befragten Personen mehr Diskriminierung und Gewalt erleben und als Kinder häufiger zu einem veränderten Aussehen und/oder Verhalten gedrängt werden (vgl. LesMigraS 2012:116). Transidente Kinder wissen manchmal jahrelang nicht, wie sie ihr Empfinden ausdrücken können und sind von hilf- und sprachlosen Eltern umgeben. Es macht im Alltag einen großen Unterschied, ob das Trans*sein für andere Menschen sichtbar und/oder bekannt ist, denn die Art und Häufigkeit der Diskriminierung kann sich dadurch verändern. Ein Drittel der Befragten, die sich als Trans* identifizieren, berichten von sexualisierter Gewalt (vgl. LesMigraS 2012:6)

Inter* oder intergeschlechtlich sind Selbstbezeichnungen von Menschen, deren Geschlechtsmerkmale (anatomisch, chromosomal, genital und/oder hormonell) nicht mit den medizinischen Normen von sogenannten weiblichen/männlichen Körpermerkmalen übereinstimmen. Der Asterisk bei Inter* verweist auf die Vielfalt von intergeschlechtlichen

Realitäten und Körpern und ist offen für alle Selbstbeschreibungen von intergeschlechtlichen Menschen, etwa auch herm oder zwitter (vgl. TransInterQueer 2015:15;19).

Schon bei der Geburt werden die Geschlechtsteile abgemessen und sollte etwa die Klitoris größer als 0.7 cm sein oder der Penis kleiner als 2,5 cm, dann können diese Babys nicht eindeutig einem Geschlecht zugeordnet werden. Den Eltern wird in so einem Fall meistens zu einer Operation oder zu hormonellen Behandlungen geraten, wobei diese von der VIMÖ (Verein für intergeschlechtliche Menschen Österreich) als traumatisierend und aufgezwungen angesehen werden, weil die Option den gesunden, intergeschlechtlichen Körper zu behalten, oft gar nicht angeboten wird. Bei diesen Operationen werden Komplikationen wie der Verlust von sexueller Empfindungsfähigkeit und/oder der Fortpflanzungsfähigkeit sowie psychische Folgen aufgrund der Eingriffe von Ärzt_innen in Kauf genommen, um die intergeschlechtlichen Körper zu „normalisieren“ (vgl. VIMÖ 2019) Diese geschlechtsverändernden Eingriffe sind ein Verstoß gegen die EU-Grundrechtcharta, da jeder Mensch das Recht auf körperliche und geistige Unversehrtheit hat und medizinische Eingriffe die Einwilligung der jeweiligen Person erfordern (vgl. TransInterQueer 2015:6).

Manche Menschen erfahren von ihrer Intergeschlechtlichkeit, wenn die Pubertät gar nicht einsetzt oder anders verläuft als gedacht und manche erfahren erst davon, wenn ihr Kinderwunsch unerfüllt bleibt und sie deshalb eine_n Ärzt_in aufsuchen. In Österreich ist es seit 2019 möglich, bei offiziellen Ausweispapieren wie dem Pass und der Geburtsurkunde, den dritten Geschlechtseintrag „divers“ zu beantragen. Die Geschlechtsidentität kann inter*, aber auch männlich, weiblich, trans* oder nicht-binär sein (vgl. Akademie der bildenden Künste 2017:7).

Jede Erklärung des Wortes **queer** kann nur ein Versuch darstellen, da sich queer gegen jede Definition sträubt und dadurch so wirkungsmächtig ist (vgl. Jagose 2001:13). Etwa seit Mitte der 1990er Jahre verwenden Menschen queer als Selbstbezeichnung, wobei häufig angenommen wird, dass es um diese Zeit als Synonym für Homosexualität aufgekommen ist. Tatsächlich wurde der Begriff wiederentdeckt, denn zwischen 1910 und 1930 nannten sich schwule Männer in New York schon queer. Es war eines der häufigsten Schimpfwörter des 20. Jahrhunderts und ist älter als „gay“ (vgl. Jagose 2001:97). In der Umgangssprache wurde queer lange verwendet, um Menschen, die nicht den heteronormativen Erwartungen entsprachen, zu beleidigen und kann mit „seltsam, eigenartig, schräg, sonderbar, krankhaft“ übersetzt werden. Anfang der Neunziger Jahre wurde dieses Wort von den Queer Studies zurückerobert und mit

einer neuen, selbstermächtigenden und positiven Definition besetzt. Es wird mittlerweile als Eigenbezeichnung von Menschen verwendet, die nicht heterosexuell sind und/oder eine geschlechtervariante Identität haben (vgl. Galic 2012:52). In den akademischen Bereich fand das Wort queer durch einen Beitrag von Teresa de Lauretis Eingang. De Lauretis begründet die Verwendung des Wortes mit der Hoffnung, die „kategoriale und identitätsorientierte Begrenzungen“ der bis dahin vorherrschenden Selbstdefinitionen wie schwul, lesbisch, bisexuell oder transgender überwinden zu können (vgl. Hark 2004:106).

Queer legt großen Wert auf Selbstbestimmung, daher ermöglicht die Offenheit des Begriffs jeder_m sich damit zu identifizieren, wenn das gewollt ist. Es wird bewusst nicht eingegrenzt oder beschränkt, wer berechtigt ist, sich queer zu nennen (vgl. Czollek 2009:41). Der Ansatz, dass „queer“ Gemeinsamkeiten zwischen unterschiedlichen Menschen herstellt, ohne dabei ihre Differenzen zu leugnen, ist möglich, wobei darauf zu achten ist, die bestehenden Unterschiede nicht unsichtbar zu machen (vgl. Jagose 2001:141f.)

Es gibt viele Möglichkeiten und Gründe, warum sich Menschen als queer bezeichnen. Es kann eine Kritik an heteronormativen Vorstellungen der Lebensführung oder eine Kritik an der Identitätspolitik der lesbischen/schwulen Community sein. Es kann darum gehen, eine festgelegte Identität abzulehnen oder um selbstbewusste Identitätsfindung. Die Zugehörigkeit zu einer Gruppe, die sich zwar voneinander unterscheidet, aber der nicht-heteronormative Sexualität und/oder Identität gemeinsam ist, kann genauso Grund sein, sich als queer zu bezeichnen (vgl. Jagose 2001:125f.).

Queere Analysen beschäftigen sich mit der scheinbaren Normalität in Bezug auf Sexualität und Identität; das bedeutet, dass Geschlecht nicht binär gedacht wird und Heterosexualität nur eine von vielen Formen der Sexualität darstellt. Menschen werden nicht auf ihre „natürlichen“ Rollen als Mann/Frau festgeschrieben und es wird gezeigt, dass es mehr Lebensweisen gibt als die heteronormative und diesen genauso viel Anerkennung zusteht. Queere Kritik macht einerseits heterosexuelle Privilegien und andererseits die Ausgrenzung, Nicht-Anerkennung, Pathologisierung, Verfolgung und Tötung aller anderen sichtbar (vgl. Czollek 2009:38).

Geschlecht wird in den Queer Studies als sich verändernde und nicht festgeschriebene Variable gesehen, Identitäten können auch fließend sein bzw. ist es durch die Identifizierung als queer nicht unbedingt notwendig, sich z.B. entweder als bi*sexuell oder als lesbisch zu definieren, weil queer beide Begriffe fassen kann.

Die **Queer Theory** möchte gesellschaftliche Normen, wie Heterosexualität und Zweigeschlechtlichkeit, durch Forschung destabilisieren (vgl. Maier 2008:26). Andreas Kraß schlägt den Begriff „kritische Heteronormativitätsforschung“ als Erklärung der Queer Studies vor, weil eine direkte Übersetzung („Andersrum-Studien“ oder „Querstudien“) wenig sinnvoll ist und so die Anliegen der Queer Studies ins Deutsche übertragen werden können (vgl. Kraß 2009:8).

Ein Anliegen der Queer Theory ist es, aufzuzeigen, wie Sexualität reguliert wird und andere gesellschaftliche Bereiche, wie Politik und Kultur, davon beeinflusst werden. Sie will die scheinbare Natürlichkeit von Sexualität, Geschlechtsidentitäten, Geschlechterrollen und Biologie aufbrechen und die Machtverhältnisse und Konstrukte dahinter zeigen (vgl. Jagose 2001:11). Nicht-normative Lebensweisen und Identitäten sollen gesellschaftlich anerkannt werden (vgl. Czollek 2009:34).

Manche Menschen bezeichnen sich als **questioning**, wenn sie sich gerade in einem Prozess der Orientierung befinden und sich über ihre sexuelle Orientierung oder Geschlechtsidentität nicht sicher sind. Wie lange diese Selbstbezeichnung passt, entscheidet jede_r für sich selbst. Dieser Prozess des Hinterfragens tritt häufig in der Pubertät auf, kann aber in jedem Alter als passend empfunden werden und hilft beim Erkennen der eigenen sexuellen/geschlechtlichen Identität (vgl. Queer Lexikon 2017).

Als **asexuell** bezeichnen sich Menschen, die keine oder nur eine geringe sexuelle Anziehung auf andere richten. Nicht alle, die sich so identifizieren, empfinden gleich. Manche haben romantische, asexuelle Beziehungen und in anderen Beziehungen werden gemeinsame sexuelle Praktiken angewandt. Innerhalb der asexuellen Verortung gibt es vielfältige Definitionen, etwa gray-, homo-, hetero-, pan-asexuell oder pan-romantisch. Es ist zu kurz gedacht, nur von den Oppositionen sexuell und asexuell auszugehen, da sich viele Graubereiche (gray-asexuell) ergeben, etwa wenn eine Person auch sexuelle Phasen erlebt oder sich nicht zu hundert Prozent sicher ist, zu jeder Zeit und mit jedem_r Partner_in asexuell/sexuell zu sein. Als **demi-romantisch** und/oder **demi-sexuell** bezeichnen sich Menschen, die nur dann romantische/sexuelle Gefühle für einen anderen Menschen entwickeln, wenn bereits eine tiefe emotionale Beziehung besteht.

Die Selbstdefinitionen liegen alle im Spektrum der Asexualität, sind aber spezifischer und individueller als nur die Bezeichnung asexuell. Der Wunsch nach Liebe und/oder der Wunsch nach einer Bindung zu einem anderen Menschen muss nicht zwangsläufig auch sexuell sein,

wie es in modernen westlichen Gesellschaften häufig vorausgesetzt wird. Eine Forschungsgruppe der Universität Wien interviewte 2018 asexuelle Menschen und konnte zeigen, dass Heteronormativität auch bedeutet, dass es normierende Vorstellungen davon gibt, ab welchem Alter und wie oft Menschen sexuell und/oder romantisch aktiv werden. Werden diese Erwartungen nicht erfüllt, berichten die Teilnehmer_innen von Stigmatisierungen, Pathologisierungen und Unverständnis. Außerdem wird die Existenz von asexuellen Menschen häufig angezweifelt oder sie werden entmenschlicht, indem ihnen alle Gefühle abgesprochen werden (vgl. Aßmann et. al 2018: 62f.). Sich als asexuell zu outen, bedeutet meistens, erstmal erklären zu müssen, was Asexualität bedeutet. Interviewpartner_innen berichten von unpassenden Reaktionen wie Mitleid oder dem Gefühl, nicht ernst genommen worden zu werden.

- Cis, Cis-Gender, Cis-geschlechtlich, Cis-sexuell, Cis- Geschlecht

Volker Sigusch verwendet erstmals 1991 den Begriff Zissexualität als Gegenbegriff zu Trans*. Sigusch wollte damit die Oppositionen Trans*/Normal aufbrechen und zeigen, dass hinter dieser Vorstellung eine unsichtbare Norm besteht. Cis zu sein bedeutet, dass das bei der Geburt zugewiesene Geschlecht als passend empfunden wird. Die Verwendung des Begriffs wird von Inter*Personen kritisiert, da sie sich weder als Cis noch als Trans* identifizieren können/wollen und ihre möglicherweise gewaltvollen Erfahrungen und Diskriminierungen nicht sichtbar werden. Selbst wenn sich Inter*Personen mit dem bei der Geburt zugewiesenen Geschlecht identifizieren, verfügen sie nicht über die gleichen Privilegien wie Cis-Personen. Vitoria schlägt das Begriffspaar **geschlechternormativ/ geschlechtervariant** vor, da so diese unsichtbare Norm aufgezeigt wird, allerdings keine Inter*Personen ausgeschlossen werden (vgl. Baumgartinger 2017:80ff.)

- Orientierungs*divers und Gender*divers

Beide Begriffe gehen auf Krell/Oldemeier zurück, die sie für ihre Studie zu Coming-Out Erfahrungen von Jugendlichen verwendeten, um die Selbstkategorisierungen der Teilnehmer_innen zu beschreiben. Orientierungs*divers bedeutet, dass bei der sexuellen Orientierung keine Kategorisierung ausgewählt oder eine alternative Selbstbeschreibung ausgewählt wurde. Gender*divers bedeutet, dass die Teilnehmer_innen ihre geschlechtliche Zugehörigkeit nicht kategorisieren wollten oder eine alternative Selbstbeschreibung gewählt haben (vgl. Krell/Oldemeier 2017:197).

- Geschlechterrolle/Geschlechtsrolle

Der Begriff der „Geschlechterrolle“ bezieht sich auf ein Konzept der Rollentheorie, das in den 1960er Jahren populär in der soziologischen und psychologischen Geschlechterforschung war. Damit verbunden war die Vorstellung, dass sich Menschen in die Gesellschaft als „Rollenträger_in“ einordnen und sich dann in unterschiedlichen Bereichen auf die gleiche Art verhalten, wie andere mit derselben Rolle, etwa Frauen im Berufsleben. Geschlechterrollen sind „sozial geteilte Verhaltenserwartungen, die sich auf Individuen aufgrund ihres sozial zugeschriebenen Geschlechts richten“ (Eckes 2004:165).

Bereits seit Bourdieu ist diese Vorstellung von Geschlecht veraltet, da Wissenschaftler_innen mittlerweile von Geschlecht als Struktur sprechen. Das heißt, dass die Bedeutung von Geschlecht in der Auseinandersetzung mit Menschen entsteht und ständig neu konstruiert wird. Diese gesellschaftlichen Geschlechtervorstellungen wirken sich wiederum auf jede einzelne Person aus, da sie die Art zu Denken und die Selbstwahrnehmung beeinflussen (Rendtorff/Kleinau/Riegraf 2016:9f.)

Der Begriff der „Geschlechterrolle“ ist in der Forschung zwar überholt, aber im Sprachgebrauch nach wie vor populär, um traditionelle Vorstellungen von Geschlecht auszudrücken. Das bei der Geburt zugewiesene Geschlecht wird dabei gleichgesetzt mit der Geschlechtsidentität und damit verknüpft sind Vorstellungen, wie sich Menschen eines bestimmten Geschlechts verhalten, kleiden und bewegen sollen. Damit einher gehen auch die normativen Zuschreibungen von Stärken in bestimmten Themen oder Fähigkeiten. Ich verwende den Begriff in der Arbeit, um diese überholte Vorstellung von Geschlecht auszudrücken, die nach wie vor verwendet wird. In der Praxis wird nicht von Geschlecht als Struktur gesprochen, sondern die individuellen Konstruktionen von Geschlecht in Kombination mit dem gesellschaftlichen Diskurs, bestimmen das Denken. Im Sport, in der Politik, in den Medien und in vielen anderen Bereichen des öffentlichen Lebens zeigt sich, dass Geschlecht öffentlich auf diese Weise verstanden wird und dadurch Normen geformt werden, was sagbar und akzeptierbar in Bezug auf Geschlechtsidentität und/oder Sexualität ist.

- (Über-)Lebensstrategien

(Über-)Lebensstrategien bezeichnen Strategien, die dazu dienen, am Leben zu bleiben bzw. das eigene Leben zu erleichtern. Als Beispiel können lesbische Frauen während der NS-Zeit genannt werden, die sich ihre kurzen Haare wachsen ließen, andere Kleidung trugen und Scheinehen eingingen, um als heterosexuell gelesen zu werden, damit sie dem damaligen

heterosexuellen Frauenbild entsprachen und nicht deportiert wurden (vgl. Schoppmann 2014:41).

Für diese Arbeit bedeutet Strategie, das Risiko in einer heteronormativ strukturierten Welt verbal/körperlich angegriffen zu werden, einzuschätzen und je nach Situation darauf zu reagieren. Diese Reaktion kann bestimmtes Verhalten oder Aussehen sein, die das (Über-) Leben der jeweiligen Person erleichtern bzw. retten kann. Nach Schütz lernen Menschen aufgrund ihrer Erfahrungen, sich in wiederkehrenden Situationen immer wieder ähnlich zu verhalten, solange dieses Verhalten funktioniert. Situationen werden je nach Erfahrung verglichen, bewertet und man reagiert, so wie man es gelernt hat. Schütz vergleicht dieses pragmatische Lösen von alltäglichen Problemen mit Gebrauchsanweisungen, denn im Alltag ist es wichtig, sich routiniert und schnell zu orientieren, um eine Entscheidung über das Verhalten zu treffen (vgl. Schütz/Luckmann 2017:42). Schütz spricht von „Gebrauchsanweisungen“, ich von Strategien, die von Menschen angewandt werden, um in einer heteronormativen Umgebung Handlungsmöglichkeiten und Freiräume zu gewinnen. Je nach Land und Situation sind diese Strategien für queere Menschen auch heute noch Überlebensstrategien.

1. FORSCHUNGSFELD UND THEORETISCHER BEZUGSRAHMEN

Um zu verdeutlichen, dass heteronormative Strukturen in allen Lebensphasen prägend sind, werde ich in diesem Kapitel zunächst auf die Bedeutung des Begriffs „Heteronormativität“ eingehen und dann die Lebensabschnitte Kindheit und Jugend behandeln. Dabei gehe ich auf die Sozialisation, den Kindergarten und die Schule ein und arbeite heteronormative Aspekte heraus. Aufgrund der Schulpflicht und dem institutionellen Charakter dieser Einrichtungen gehe ich davon aus, dass sehr viele Menschen bis zu einem gewissen Grad ähnliche Erfahrungen gemacht haben, etwa die Kindergartenzeit, gefolgt von der Grundschule und einer weiterführenden Schule.

Obwohl sich diese heteronormativen Strukturen auch im Studium, bei der Arbeit und auch noch im Altersheim finden, gehe ich nicht näher darauf ein, um den Rahmen dieser Arbeit nicht zu sprengen. Stattdessen thematisiere ich im Kapitel der Kindheit, inwiefern Kinder Normen in Bezug auf Geschlecht und Begehren erfahren bzw. erlernen und dieses Wissen in Kindergarten und Grundschule erproben. Bezüglich der Schulzeit gehe ich auf mögliche Herausforderungen von LGBTIQQA* Jugendlichen ein, etwa eine eigene Identität innerhalb einer

heteronormativen Gesellschaft zu entwickeln, Strategien zu finden, um mit Diskriminierungen umzugehen und der Prozess des Coming-Outs. Das Thema Coming-Out ist dem Kapitel Jugend zugeordnet, weil viele queere Menschen während dieser Zeit ein inneres und/oder äußeres Coming-Out erleben. Diese Erfahrungen können auch erst später erlebt werden.

1.1. HETERONORMATIVITÄT – EINE DEFINITION

Um den Begriff der Heteronormativität klären zu können, werde ich zunächst auf den darin enthaltenen Begriff der Heterosexualität eingehen. Heterosexualität ist eine Konstruktion, die über die Jahrhunderte zu dem geworden ist, was wir heute unter diesem Wort verstehen. Es erscheint natürlich, rein und selbstverständlich, dass ein Cis-Mann und eine Cis-Frau sich gegenseitig begehren. Tatsächlich ist Heterosexualität eine Konstruktion, deren Bedeutung von der Zeit und der Kultur abhängig ist (vgl. Jagose 2001:29f.). In der westlichen Kultur haben die christlichen Vorstellungen von Geschlecht und die damit einhergehenden Moralvorstellungen ihren Teil dazu beigetragen, dass die Ehe zwischen Mann und Frau als heiliger Bund angesehen wurde und Gesetze geschrieben wurden, die nicht-heteronormatives Verhalten bestrafen. Ab dem Ende des 19. Jahrhunderts war Homosexualität in Deutschland und Österreich gesetzlich verboten (vgl. Wagenknecht 2007:19). Diese Gesetzgebung wurde während der Zeit des Nationalsozialismus noch verschärft und bestand – teilweise abgeschwächt – in Deutschland und Österreich fort bis in die 1990er Jahre. Erst 2003 wurde in Österreich §209, der die Altersgrenze von homosexuellen Beziehungen anders behandelte als in heterosexuellen Beziehungen, durch den europäischen Verfassungsgerichtshof aufgehoben (vgl. Repnik 2006:66f.). Heterosexualität hat sich in Abgrenzung zur Homosexualität zu einer gesellschaftlichen Norm entwickelt, die sich als ahistorisch und schon immer dagewesen darstellt.

Sushila_Mesquita weist darauf hin, dass es sich um eine bestimmte normative Form der Heterosexualität handelt, nämlich eine, die mit anderen Normen zusammenhängt, wie den „Normen des Weißseins, des ethnischen und sozialen Hintergrunds, der Gesundheit, [...] des Geschlechts bzw. der Verkörperung vergeschlechtlichter Normen etc.“ (Mesquita 2012:37). Mit diesem Hinweis möchte Sushila_Mesquita verdeutlichen, dass eine Norm mit anderen Normen einhergeht, und dass der Ausschluss von Personen, die nicht in diese Normen passen, erst durch ihre explizite Nennung sichtbar gemacht werden. Klesse spricht daher auch von Heteronormativität als „machtanalytisches Konzept“, weil Normativität mit Macht einhergeht, nämlich der Macht zu bestimmen, wer zu einer Gruppe Zutritt erhält, wessen Meinung als

Wahrheit angesehen wird oder wer benachteiligt wird (vgl. Klesse 2007:35f.). Peter Wagenknecht verdeutlicht, dass die Auffassung dessen, was in Bezug auf Geschlecht als normal gilt, begrenzt ist:

„Der Begriff [der Heteronormativität] benennt Heterosexualität als Norm der Geschlechterverhältnisse, die Subjektivität, Lebenspraxis, symbolische Ordnung und das Gefüge der gesellschaftlichen Organisation strukturiert. Die Heteronormativität drängt die Menschen in die Form zweier körperlich und sozial klar voneinander unterschiedener Geschlechter, deren sexuelles Verlangen ausschließlich auf das jeweils andere gerichtet ist. Heteronormativität wirkt als apriorische Kategorie des Verstehens und setzt ein Bündel von Verhaltensformen.“ (Wagenknecht 2007:17)

Aus diesem Zitat geht hervor, dass sich heteronormative Strukturen durch alle Lebensbereiche ziehen und als so normal angesehen werden, dass sie notwendig sind, um bestimmte Handlungen, Meinungen und organisatorische Abläufe überhaupt verstehen zu können. Um in einer heteronormativen Welt bestehen zu können, ohne ausgeschlossen zu werden, ist es also notwendig, zuerst die Regeln zu verstehen, die nur dann unhinterfragt bleiben, wenn man mit ihnen aufgewachsen ist. Als Beispiel kann die festgelegte Sitzordnung am Esstisch einer Familie dienen, wo alle ihren Platz kennen, ohne ihn je benannt zu haben und diese Struktur nur solange klar und unhinterfragt bleibt, bis eine außenstehende Person zu Besuch ist und sich auf einen scheinbar freien Platz setzt. Durch dieses „heterosexuell organisierte und organisierende Wahrnehmungs-, Handlungs- und Denkschema“ wird Sexualität in ihrer Komplexität reduziert und naturalisiert (Degele 2005:19).

Sex und *Gender* sind komplexe Kategorien, die individuell erlebt werden, aber durch diese Reduktion wird es zur Aufgabe der einzelnen Personen, jeden Tag ihr Geschlecht erkennbar zu machen, damit sie von anderen Menschen leichter kategorisiert werden und darum nicht ausgeschlossen werden können. Butler spricht von einem „festen Geschlecht, das durch eine feste Geschlechtsidentität zum Ausdruck gebracht wird“, damit ein Körper innerhalb der „zwanghaften Praxis der Heterosexualität“ als sinnvoll anerkannt wird (Butler 2014: 220). Hier sind klar zuordbare Merkmale, etwa Kleidung, Körpersprache oder Make-Up gemeint, aber auch der Klang der Stimme und der Vorname auf dem Ausweis. Diese Norm wird durch queere Identitäten und jede andere Form des Begehrens irritiert und gestört, weil deren bloße Existenz die heteronormative Ordnung in Frage stellt.

1.2. HETERONORMATIVE STRUKTUREN DER KINDHEIT

Es ist in dieser Arbeit leider nicht möglich, allen veröffentlichten Theorien und Perspektiven zu der Entwicklung von Geschlechtsidentitäten, etwa biologischen oder psychoanalytischen Ansätze (vgl. Schmidt 2015:145), genügend Raum zu bieten. In den folgenden Ausführungen gehe ich durch eine sozialkonstruktivistisch geprägte Perspektive davon aus, dass Geschlecht nicht biologisch bedingt, sondern ein soziales Konstrukt ist. Das bedeutet, dass Geschlecht in einem gesellschaftlichen System erlernt und dann immer wieder neu konstruiert wird. Die Einteilung in die Kategorien männlich und weiblich erscheinen natürlich und normal, weil sie ständig reproduziert und kulturell hergestellt werden (vgl. Tillmann 2010:72). Die Theorie des sozialen Lernens besagt, dass Kinder Geschlecht durch Beobachtung und Nachahmung lernen (vgl. Myers 2014:171). Diesen Ansatz werde ich in dem folgenden Kapitel verfolgen.

1.2.1. SOZIALISATION

Wie wird ein Kind zu einem Mitglied der Gesellschaft und welche Dinge erlernt es dabei? Das sind Fragen, mit denen sich Sozialisationsforscher_innen beschäftigen und zu denen es unterschiedliche Antworten gibt. Sozialisation ist „der Prozess der Entstehung und Entwicklung der Persönlichkeit in wechselseitiger Abhängigkeit von der gesellschaftlich vermittelten sozialen und materiellen Umwelt“ (Geulen/Hurrelmann 1980:51 zitiert nach Tillmann 2010:14). Umweltfaktoren spielen dabei genauso eine Rolle wie Erfahrungen aus der Schulzeit oder am Arbeitsplatz (vgl. Tillmann 2010:13ff.).

Eine Persönlichkeit zu entwickeln bedeutet, über spezifische Merkmale, Eigenschaften, Einstellungen, Erfahrungen und Handlungskompetenzen zu verfügen, die Menschen zu individuellen Subjekten machen. Nicht nur Verhaltensweisen, die von außen beobachtet werden können, gehören zu der Persönlichkeit, sondern auch „innerpsychische Prozesse und Zustände“, also Gefühle, Sprache, Werte, Wissen und Motivationen (vgl. Tillmann 2010:16). Ebendiese Kombinationen können ganz unterschiedlich ausfallen, allerdings erwerben heranwachsende Menschen die „Selbstverständlichkeiten“ ihrer Gruppe, etwa wie man sich in der Öffentlichkeit benimmt, was als unhöflich gilt oder wie man Freund_innen begrüßt. Menschen sind dabei aber nicht Opfer ihrer Sozialisation, sondern können auf ihre Umwelt auch immer selbst einwirken und sie aktiv umgestalten. Dabei stehen Menschen in dem Spannungsverhältnis, dass sie einerseits individuell und aktiv entscheiden können, andererseits aber um die gesellschaftlichen Anforderungen, die auf Normierung und Anpasstheit ausgerichtet sind, wissen (vgl. Tillmann 2010:16f.).

In den siebziger und achtziger Jahren gehörte die Debatte zu Geschlecht und Sozialisationstheorien⁴ zu den Ausgangspunkten der Frauenbewegungen (vgl. Tervooren 2007:41). Kritisiert wurde der androzentrische Blick auf Sozialisation, der Unterschiede zwischen den Geschlechtern suchte, dabei schon von einem binären Verständnis von Geschlecht ausging und diese Vorannahme in späteren Studien belegt sah (vgl. Dausien 2006a:23). So ging etwa Kohlberg in Anlehnung an Piagets Entwicklungsstufen davon aus, dass Kinder mit dem Begriff „männlich“ die Adjektive stark, aggressiv, kompetent, klug und mit dem Begriff „weiblich“ fürsorglich und freundlich verbinden. Außerdem sei ihnen durch die Körpergröße der Eltern schon klar, wer der „Chef der Familie“ sei und diese Einschätzungen seien „transkulturell-universell“, also in allen bekannten Gesellschaften zu finden (vgl. Kohlberg 1974:363ff).

Diese Theorie dient als Beispiel, um zu zeigen, wie in der Sozialisationsforschung Geschlecht dichotom gedacht und reproduziert wurde. Es wird auch deutlich, dass die Unterschiede zwischen den Geschlechtern fokussiert wurden und dabei andere mögliche Faktoren, wie etwa Klassenzugehörigkeit oder ethnische Zugehörigkeit, ausgeblendet wurden. Kritisiert wurde auch die Idee einer „eindeutigen, stabilen geschlechtlichen Identität“, die das Ergebnis einer Sozialisation darstellen soll (vgl. Dausien 2006a:23f.). Als Reaktion wurden Sozialisationsthemen auch geschlechtsspezifisch erforscht und etwa zur weiblichen Adoleszenz (Flaake/King 1995), zur Entwicklung von geschlechtsspezifischem Selbstbewusstsein (Horstkemper 1987) oder zur frühkindlichen Sozialisation (Grabruker 1986) geforscht (vgl. Nestvogel 2004:156f.). Kritik an dieser Herangehensweise erfuhr die Sozialisationsforschung in den neunziger Jahren aus den eigenen Reihen, denn im Zuge eines konstruktivistischen Blicks auf Geschlecht schienen die essentialistischen Sozialisationstheorien veraltet und das Zwei-Geschlechtermodell noch unterstützend. Fortan beschäftigten sich Geschlechterforscher_innen eher mit der „De-Konstruktion“ und „Konstruktion“ von Geschlecht als der Sozialisationsforschung (vgl. Dausien 2006a:25).

Anfang des 21. Jahrhunderts plädierten Wissenschaftler_innen für eine Wiederaufnahme der Sozialisationstheorie innerhalb der Geschlechterforschung (vgl. Maihofer 2015,

⁴ Um Sozialisation und Geschlecht zusammenzudenken, gibt es verschiedene Begriffe, die diskutiert und vor allem von der konstruktivistischen Geschlechterforschung auch kritisiert wurden. Dausien verwendet „geschlechtsgebundene Sozialisation“ (Dausien 1996:6), Maihofer spricht von „geschlechtsspezifischer oder -typischer Sozialisation“ (Maihofer 2015: 641), Meuser von „geschlechtlicher Sozialisation“ (Meuser 2006:163).

Bilden/Dausien 2006). Mit dem Ansatz des *doing gender* hatten sie laut Tervooren die nötigen Werkzeuge, um Geschlecht als prozesshaft und variabel sehen zu können (vgl. 2007:40).

Dieser „Paradigmenwechsel“ (Dausien 2006a:23) ermöglicht über Sozialisation und Geschlecht zu sprechen, ohne eine stabile, unveränderbare geschlechtsspezifische Identität als Ergebnis der Sozialisation anzunehmen. Götsch spricht in Anlehnung an Grundmann (vgl. Grundmann 2006) von einer lebenslangen sozialen interaktiven Praxis, die zeigt, wie soziale Strukturen und Bedingungen auf Individuen einwirken und gleichzeitig Individuen ebendiese Strukturen selbst gestalten (vgl. Götsch 2014:39). Das bedeutet, dass einzelne Akteur_innen heteronormative Strukturen selbst erschaffen und gleichzeitig Individuen und Identitäten von ebendiesen Strukturen beeinflusst werden. Heteronormative Sozialisation ist damit Effekt und Prozess zugleich, als sozialisierende und sozialisierte Praxen gedacht (vgl. Götsch 2014:25; vgl. Götsch 2015:132).

Maihofer zählt zu diesen sozialisierten Praxen auch, dass es normierte Vorstellungen gibt, wie sich ein weiblich gelesener Körper verhalten soll, etwa wie dieser dann sitzt, geht, raucht, spricht und welche Verhaltensweisen gesellschaftlich anerkannt sind. Ein gutes Beispiel sind öffentliche Verkehrsmittel, wo deutlich sichtbar wird, wer wie viel Platz auf derselben Fläche einnimmt. Die Aneignung und Umsetzung dieses Wissens ist ein lebenslanger Prozess:

Das heißt allerdings nicht, dass die Individuen alle diese Prozesse [Homogenisierungs- und Vereigenschaftlichungsprozesse] widerspruchlos vollziehen und all diese Momente geschlechtlicher Körper bruchlos ausbilden, ja nicht einmal, dass sie es je könnten – es heißt aber doch, dass es von ihnen erwartet wird. Das sind zentrale gesellschaftliche Normen, an denen die Individuen derzeit in westlichen Gesellschaften ihre Weise zu leben orientieren bzw. orientieren müssen. Ein konkretes Individuum ist jedoch immer auch ein aktiv handelndes Wesen, das von der ersten Sekunde seines Lebens bewusst und unbewusst aus dem, was es an dinglicher, sozialer und körperlicher Welt erlebt, auswählt und dies interpretiert, modifiziert und möglicherweise auch transzendiert (Maihofer 2002:22f.).

Die meisten Personen, die sich außerhalb dieser Normen bewegen, sind sich darüber bewusst, da Sozialisation „insbesondere in sozialen Bezugsgruppen stattfindet“ (Götsch 2015: 132), also im direkten Austausch mit nahstehenden Personen, etwa der Familie, und vermittelt daher milieuspezifische, gesellschaftliche und geschlechtliche Normen. Unter geschlechtlichen Normen versteht Maihofer, den Zwang, „ein Geschlecht werden zu müssen, eines, ein eindeutiges und zudem ein heterosexuelles und dies ein Leben lang“ (vgl. Maihofer 2015:641). Mit diesem offenen Verständnis von Sozialisation können heteronormative Strukturen erfasst und aufgezeigt werden, wie tief verwurzelt bestimmte Vorstellungen von Geschlecht sind.

1.2.2. GESCHLECHT UND BEGEHREN LERNEN

Die Psychologinnen Phyllis A. Katz und Carol Seavey führten 1975 die Studie „Baby X“ durch. Dafür ließen sie drei Gruppen von Menschen getrennt voneinander mit demselben Baby spielen, allerdings stellten sie das Kind einmal als „baby-boy“, einmal als „baby-girl“ und einmal als „baby“ vor. Dann beobachteten die Wissenschaftler_innen, welches Spielzeug die Erwachsenen auswählten und wie sie mit dem Kind umgingen. Aufgrund von geschlechtsspezifischem Wissen wurde dasselbe Verhalten des Babys anders gewertet und Vermutungen über das Geschlecht angestellt (vgl. Katz et al. 1975:103). Das scheinbare Wissen über das Geschlecht des Kindes hatte Auswirkungen auf das Verhalten der Erwachsenen, so wurde etwa Griffkraft als Zeichen für ein männliches Baby gewertet.

Geschlechtsstereotypes Wissen entwickelt sich früh im Kindesalter und dieser Lernprozess wird bis ins Erwachsenenalter fortgesetzt (vgl. Eckes 2004:165). Kinder lernen Wissen über Geschlecht in einem Zusammenspiel aus „Beobachtungen, Ermunterungen, Hilfen, Erwartungen und unauffälligen Rückmeldungen über das eigene und fremde Verhalten“ (Schnerring/Verlan 2014:51). Laut Angelika Paseka, deren Forschungsschwerpunkt in der geschlechtssensiblen Pädagogik liegt, haben Kinder bei ihrem Schuleintritt folgende Normen in Bezug auf Geschlecht gelernt:

Norm der Zweigeschlechtlichkeit: Es gibt zwei und nur zwei Geschlechter, die sich durch ihre biologischen Gegebenheiten deutlich unterscheiden. Diese binäre Ordnung wird durch Sprache, alltägliche Rituale und Symbole aufrechterhalten und immer wieder hergestellt, etwa wenn Kinder lernen, dass es eine *richtige* und eine *falsche* Toilettentür für sie gibt (vgl. Goffmann 2001:67). Ein Leben außerhalb der beiden Geschlechterkategorien ist gesellschaftlich kaum akzeptiert (vgl. Paseka 2008:17f.).

Norm der Eindeutigkeit: Männer und Frauen unterscheiden sich ganz eindeutig durch Symbole, wie Kleidung und deren Farbgebung, Schmuck, Körpersprache, Rhetorik und durch ihre Namen. Kohlberg forschte zu der kognitiven Entwicklung von Kindern und dokumentierte, dass Kinder unter fünf Jahren zwar die Begriffe der Geschlechtsbezeichnung kennen, sich dabei aber hauptsächlich an Kleidung und Aussehen einer Person orientieren. Kohlberg nennt als Beispiel das Gespräch mit einem Kind namens Jimmy, der denkt, dass er „ein Mädchen sein könnte, wenn er ein Kleid anziehen und seine Haare wachsen lassen würde“ (Kohlberg 1974:356f.). Paseka weist darauf hin, dass im alltäglichen Leben die Grundlage für die

Einschätzung, nämlich die Genitalien, selten sichtbar sind und sich Kinder an offensichtlichen Unterscheidungen, wie Kleidung oder Frisuren, orientieren (vgl. Paseka 2008:16f.).

Norm der Unveränderbarkeit: Die zugewiesene Geschlechtsidentität ist endgültig und lässt sich nicht durch das Tragen von anderer Kleidung verändern.

Norm der Naturhaftigkeit: Geschlecht ist etwas Natürliches, weil es von Geburt an biologisch bestimmt ist und es daher von Natur aus nur zwei Geschlechter gibt (vgl. Paseka 2008:19). Hagemann-White nennt dieses Wissen das Grundwissen unserer „Alltagstheorie der Zweigeschlechtlichkeit“ (Hagemann-White 1984:81) und es erscheint ebenso unzweifelhaft wie die Annahme, dass es immer schon so war und auch so bleiben wird.

Norm der Heterosexualität: Kinder nehmen wahr, dass Geschichten über Liebe und Sexualität meistens von einem heterosexuellen Paar handeln (vgl. Paseka 2008:19). In Märchen, Kinderbüchern und Schulbüchern werden fast ausschließlich heterosexuelle Paare gezeigt und Butler spricht von einer „naturalisierten Zwangsheterosexualität“, die eine Geschlechtsidentität erst vollständig erscheinen lässt, wenn sie eindeutig weiblich oder männlich einordbar ist und das jeweils andere Geschlecht begehrt (vgl. Butler 2014:45f.). Tervooren untersuchte in einer ethnographischen Studie mit zehn- bis dreizehnjährigen den „Prozess des Zum-Geschlecht-Werdens“ (2007:45) und kam auch zu dem Ergebnis, dass die teilnehmenden Kinder Heterosexualität als notwendig sahen, um eine vollständige und für alle lesbare Geschlechtsidentität zu haben (vgl. Tervooren 2012:180f.).

Dieses Erlernen von Geschlecht und Sexualität nennt Tervooren die „sexuelle Sozialisation“ (2012:178), die ein Leben lang dauert. Sie spricht dabei vom „Einüben von Geschlecht und Begehren“ (Tervooren 2012:185) und bezeichnet Geschlecht als „praktisches Wissen über seine Inszenierung, das von Generation zu Generation weitergegeben und von klein auf eingeübt wird“ (Tervooren 2006:34). Tervooren arbeitet mit dem Begriff „Mimesis“, der durch Gunter Gebauer und Christoph Wulf geprägt wurde. Das mimetische Lernen orientiert sich stark an vorherigen Handlungen, wiederholt diese bis zu einem gewissen Grad auch, fügt dann aber etwas Neues hinzu (vgl. 2006:27). Dadurch wiederholen und verändern sich die Vorstellungen über Geschlecht über die Jahrhunderte.

Dieses Wissen und die Inszenierung von Geschlecht und Begehren in der Kindheit passiert öffentlich, wie Breidenstein/Kelle zeigten, als sie über das Verhalten der Kinder einer vierten Grundschulklasse forschten. Sie beschrieben das Spiel „Knutschpacken“, bei dem Jungen

Mädchen packen oder umgekehrt und die „eingefangene“ Person konnte sich aussuchen, ob sie einen Kuss auf die Hand, die Backe oder eine Ohrfeige bevorzugte. Die Küsse wurden vor den Augen aller ausgetauscht und laut kommentiert (vgl. Breidenstein/Kelle 1998: 38f.) Auch das „Miteinander-Gehen“ ist betont öffentlich, denn es geht meistens mehr darum, dass zwei Kinder das von sich sagen, es ist nicht nötig, dass diese beiden tatsächlich miteinander sprechen oder etwas unternehmen. „Begehren in der ausgehenden Kindheit trachtet weniger nach Erfüllung, als dass es die Beteiligten zunächst für sich und für andere aufführen“ (Tervooren 2006:33). Begehren in der Kindheit hat viel mit Anerkennung und Identitätsfindung zu tun, daher findet es öffentlich sichtbar statt.

Innerhalb von Freund_innenkreisen werden soziale Interaktionen erlernt und Geschlechterrollen ausprobiert, bestärkt oder umgeformt (vgl. Tervooren 2006:28). Zwar haben auch Institutionen, Familien und Milieus Einfluss auf die Vorstellungen von Geschlecht, allerdings werden unter Freund_innen über einen langen Zeitraum die „angemessenen“ Geschlechterinszenierungen geübt. Durch den Wunsch nach Zugehörigkeit und die Möglichkeit eines sozialen Ab- oder Aufstiegs in dem hierarchisch strukturierten Freund_innenkreis, sind Kinder sehr bemüht, ihr Begehren und Geschlecht „richtig“ zu inszenieren (vgl. 2006:33). So entstehen Normen, die nicht unabhängig von gesellschaftlichen Normen, aber doch für jede Gruppe individuell sind (vgl. 2006:34).

In Tervoorens Studie zur Inszenierung von Geschlecht, Körper und Begehren der „Geradenoch-Kinder“ (2012:181) zeigt sie, dass Geschlechtsinszenierungen erlernt, geübt, angepasst und so lange wiederholt werden, bis sie scheinbar selbstverständlich in das Repertoire des Körpers übergehen. Sie spricht von Verkörperung, wenn sich die Geschlechterinszenierung sowohl auf materieller als auch auf symbolischer Ebene verfestigt. Dabei werden Machtstrukturen und soziale Ungleichheit inkorporiert und dann, ähnlich wie bei dem Habitus-Konzept von Bourdieu (vgl. Weiß 2009:33), unbewusst reproduziert. Tervooren sieht den Körper nicht als alleinige Ursache und Auslöser für den Übergang zwischen Kindheit und Adoleszenz, sondern auch die kulturellen Verhaltensweisen für die körperlichen Prozesse der Vergeschlechtlichung, wobei der Körper doch Voraussetzung für diese kulturellen Prozesse ist (vgl. Tervooren 2006: 36f.). Das bedeutet, wenn einem zwölfjährigen Kind Brüste wachsen, gibt es kulturelle Verhaltensweisen, wie das Kaufen eines BHs, die durch diese Veränderungen des Körpers ausgelöst werden. Gleichzeitig erwarten Menschen aus dem Umfeld dieses Kindes, dass sich der Körper auf diese Art verändern wird, damit die Geschlechtsinszenierung vollständig (auf der körperlichen und symbolischen Ebene) vollzogen ist.

Durch diese Beobachtungen lässt sich erklären, dass nicht-heterosexuelle Kinder ihre Gefühle zugunsten einer anerkannten Identität, verliehenen Rechten und Privilegien oder aus Angst vor dem Wegfall ebendieser, unterdrücken oder verschleiern. Es wird auch deutlich, dass der Prozess des Erwachsenwerdens sehr körperlich ist und es Erwartungen der Umwelt über eine scheinbar angemessene körperliche und sexuelle Entwicklung gibt, die nicht-heterosexuelle, nicht-binäre, intergeschlechtliche, asexuelle oder transidente Kinder und Jugendliche nicht erfüllen können und/oder wollen.

1.2.3. KINDERGARTEN UND GRUNDSCHULE

Im Kindergarten wird den Kindern von den meisten Erwachsenen keine Sexualität zugesprochen und sollten sie doch ein Verhalten zeigen, das bei Erwachsenen als sexuell eingestuft werden würde, dann finden sie es entweder niedlich oder gehen davon aus, dass die Kinder noch gar nicht wirklich wissen, was sie da machen. Mindy Blaise nahm an einer teilnehmenden Beobachtung in einem Kindergarten teil, um herauszufinden, wie Geschlecht und Sexualität von Kindergartenkindern verstanden wird. Die Ergebnisse zeigen, dass Kinder die Vorstellung von Weiblichkeit und Männlichkeit an Begehren knüpfen (vgl. Blaise 2009:455).

In Gesprächsrunden wird deutlich, dass sie sehr viel über Weiblichkeit, Männlichkeit, Heterosexualität, Schönheitsvorstellungen und (heterosexuelle) Beziehungen wissen. Sie verhandeln durch Sprache und Spiele konstant, was es bedeutet, ein Junge oder ein Mädchen zu sein und beziehen sich dabei auf ihre Erfahrungen mit Erwachsenen und auch Geschlechter-Stereotype (vgl. Blaise 2009:455). Sie gehen davon aus, dass alle Mädchen später „boyfriends“ haben werden und dafür hübsch und sexy sein müssen. Dieses Verständnis von Sexualität und Gender beschränkt den Handlungsspielraum und zeigt, dass im Kindergarten die Vorstellungen von Geschlecht heteronormativ geprägt sind und Kinder dieses Wissen nutzen, um aktiv eine vergeschlechtliche Identität zu konstruieren (vgl. Blaise 2009:457f.).

Paseka nennt den Erwerb der Geschlechtsidentität einen „aktiven Prozess der Selbstkategorisierung“ (2008:25), weil Kinder und Jugendliche durch ihr Verhalten ständig das binäre Geschlechtersystem mit dessen Symbolen, Strukturen und Erwartungen (re-) produzieren. So erschaffen sie die Bedingungen eines heteronormativen Systems, das nur funktioniert, weil es ständig reproduziert wird und gleichzeitig müssen sie mit den Regeln dieses Systems interagieren, denn egal ob sie bestehende Normen akzeptieren oder sich ihnen widersetzen, sie nehmen sie wahr. Sie eignen sich solange Geschlechterrollen an, bis sie sich

nicht mehr verhalten *wie* Mädchen oder Jungen, sondern sie *sind* dann Mädchen oder Jungen. Durch die Entwicklung einer geschlechtlichen Entwicklung wird jedes Verhalten und jede Erwartung an sich und an andere vor diesem Hintergrund bewertet und wahrgenommen. (vgl. Paseka 2008: 25f.)

Der Kindergarten ist damit einer der ersten Orte, an dem Vorstellungen von Geschlecht ausprobiert, bewertet und angepasst werden. Es kann auch sein, dass Kinder hier schon früh lernen, sich zu verstellen, um nicht von den anderen ausgeschlossen zu werden. Mit diesem Wissen und den Erfahrungen des Kindergartens wechseln die Kinder an die Grundschule.

Die Schule zählt daher als weiterer Ort, an den Geschlecht eingeübt wird. Seit den sechziger Jahren werden Mädchen und Jungen gemeinsam unterrichtet, was ein Erfolg der damaligen Frauenbewegung darstellte. In den darauffolgenden Jahrzehnten wurde dieses koedukative Unterrichten auch kritisiert, weil die Kinder zwar dieselben Inhalte in den Unterrichtsfächern lernten, aber nicht dasselbe in Bezug auf Geschlecht. Die feministische Kritik der 1980er und 1990er-Jahren an der Institution Schule lässt sich mit dem Begriff des „heimlichen Lehrplans“ zusammenfassen. Dieser „heimliche Lehrplan“ beinhaltet Stereotype, Vorstellungen von Weiblichkeit/Männlichkeit und Geschlechterhierarchien, die den Schüler_innen vermittelt werden (vgl. Nysson 2004:391).

Laut Kahlert lernen Kinder in der Schule ihren Platz im „wirklichen Leben“ und da gesellschaftliche Geschlechterrollen und Machtstrukturen dort (re-)produziert und verfestigt werden, lernen Mädchen auch, sich in einem patriarchalen System unterzuordnen bzw. zu positionieren. Das „heimliche Lernziel“ wäre demnach die Stabilisierung der patriarchalen Geschlechterverhältnisse (vgl. Kahlert 1997:184;188). T.J. Sears veröffentlichte einen Band mit Essays, die sich mit den offensichtlichen und versteckten Lehrplänen der Sexualität vom Kindergarten bis zur Universität beschäftigen (vgl. Sears 1992). Mandel/Shakeshaft sprechen auch von „einem heimlichen Lehrplan der Sexualität“, weil die Institution Schule Einstellungen zu Sexualität auf explizite und implizite Weise vermittelt (2000:98).

Diesem Gedanken folgend, lernen z.B. nicht nur Frauen anhand dieses Lehrplans „ihren Platz“ in der Gesellschaft, sondern auch alle Schüler_innen, die nicht den heteronormativen Erwartungen ihrer Mitmenschen entsprechen. Ein anderes Kind als homosexuell zu bezeichnen oder die andere Geschlechtszugehörigkeit anzuzweifeln, gilt als beleidigend und abwertend. Damaris Güting stellte während einer ethnografischen Beobachtung in einem Klassenzimmer fest, dass die Geschlechtszugehörigkeit Einzelner zu verschiedenen Zwecken von

Schüler_innen oder Lehrer_innen spielerisch, provozierend oder ganz ernst angezweifelt wurde. Während Gütings Anwesenheit wird ein Junge mit langen, blonden Haaren etwa vor der ganzen Klasse gefragt, wann „seine Operation“ sei und ein anderer Schüler rief: „Er lässt sich operieren, damit er ein Mann wird!“. Die anwesenden Jungen lachten (vgl. Güting 2004:107). Diese Aussagen und das öffentliche Anzweifeln einer männlichen Geschlechtsidentität dienten dazu, den betroffenen Jungen zu verletzen und auszugrenzen, weil er eine Irritation ihres Geschlechterschemas darstellte. Trans* zu sein ist bei dieser Bemerkung eindeutig negativ besetzt und auch Homosexualität wird als Ausgrenzungskategorie angewandt, um jemanden zu diffamieren (vgl. Güting 2004: 170f.). Schimpfwörter dienen dazu, Kinder auf beleidigende Weise an die Grenzen ihrer Geschlechtszugehörigkeit zu erinnern und heteronormative Strukturen zu verfestigen (vgl. Thorne 1993:111). Außerdem positionieren sich dadurch die verspottenden Personen öffentlich als heterosexuell, Cis und hierarchisch überlegen.

Sowohl im Kindergarten als auch in der Grundschule interessieren sich Kinder für Themen wie Geschlechtsidentität, Sexualität und Beziehungen. Die dargestellten Studien zeigen, dass heteronormative Vorstellungen von Geschlecht bereits im Kindergarten erlernt und später in der Schule solange eingeübt wird, bis bestimmte Verhaltensweisen in den Körper eingeschrieben sind. Dadurch wird dieses Wissen zu Geschlecht und Sexualität normiert, erscheint aber als natürlich, normal und schon immer gegeben.

1.3. HETERONORMATIVE STRUKTUREN DER JUGEND

1.3.1. JUGEND

In der Alltagssprache verbindet man mit dem Begriff „Jugend“ eine Lebensphase, die zeitlich begrenzt ist und den Übergang von einem Kind zu einem Erwachsenen beschreibt. Dazwischen liegt die Pubertät, in der alle unreifen Verhaltensweisen getestet werden, bevor sie abgelegt werden können, um dann durch Vernunft und Moral kontrollierbare Menschen zu produzieren. McDermott und Roen weisen darauf hin, dass heutige Ansichten auf die Phase der Jugend normativ sind, weil sie sich an der ahistorischen, linear verlaufenden, sexuellen und identitären Entwicklung eines gesunden, weißen Mannes orientieren und alle pathologisieren, die von dieser Norm abweichen (vgl. McDermott/Roen 2016: 26f.). Queere Jugendliche überschreiten dadurch mehrere Normen auf einmal: „They are everything they are not meant to be, desiring the wrong sex, being the wrong gender, being ‚over‘-emotional and needing help“ (McDermott/Roen 2016:28). Wenn man diesen Gedankengang weiterverfolgt, wird klar, dass

die Pubertät eine Zeit ist, in der Jugendliche die Erwartungen an eine eindeutige geschlechtliche und sexuelle Identität besonders spüren.

Laut Hurrelmann, der ein Standardwerk zu sozialwissenschaftlichen Jugendforschung geschrieben hat, gehört eine gefestigte Geschlechtsidentität ebenso zu den „Entwicklungsaufgaben“, die, wie die ersten sexuellen Beziehungen, die Ablösung vom Elternhaus und die Sozialisation innerhalb eines Freund_innenkreises, dazugehören, um das Stadium der Jugend hinter sich lassen und erwachsen werden zu können (vgl. Hurrelmann 2004:27f.). Jugend wird besonders mit der körperlichen Entwicklung verbunden, man spricht davon die „Geschlechtsreife zu erlangen“ und meint eine kohärente Geschlechtsidentität, die heterosexuell ist. Hurrelmann beschäftigt sich nur eine Seite lang mit homosexuellen Jugendlichen und betont dabei zwei Mal, dass ihre Sexualität „ungewöhnlich“ ist, vollkommen anders verläuft als bei heterosexuellen Menschen und sie vermutlich ein unglückliches Leben führen (vgl. Hurrelmann 2004:121f.)

Das „Narrativ der unglücklichen Queers“ schwingt hier mit, genauso wie die heteronormative Vorstellung von Familie, Liebe, Paarbeziehung und Sexualität. Kettner sieht einen Zusammenhang zwischen dem bürgerlichen Ideal von Glück (z.B. eine heterosexuelle Ehe mit Kindern und einem Reihenhaus) und der Auffassung, dass ein queeres Leben nicht glücklich machen kann. Das „Bild des_der unhappy Queers“ ist fester Bestandteil der Mainstream-Gesellschaft, weil über diese Erzählung Menschen in „good und bad queers“ eingeteilt werden können, also jene, die sich in heteronormative Gefüge besser einfügen als andere. Dazu zählen zum Beispiel lange, monogame Beziehungen zu führen, Kinder großzuziehen und ein produktiver Teil der Gesellschaft, inklusive Erwerbsarbeit, zu sein. Langfristig gesehen, stabilisiert dieses Narrativ die heteronormative Gesellschaftsordnung. Kettner bemängelt die fehlenden queeren Identifikationsfiguren und Vorbilder, die insbesondere Jugendlichen ein Bild davon vermitteln, dass ein glückliches und queeres Leben möglich ist (vgl. Kettner 2018:25f.).

1.3.2. DIE WEITERFÜHRENDE SCHULE

Bettina Kleiner machte 2015 darauf aufmerksam, dass kaum „systematische (erziehungs)wissenschaftliche Untersuchungen zu Lebenslagen von lesbischen, schwulen, bisexuellen, Inter*- und Trans*geschlechtlichen Jugendlichen im Allgemeinen und insbesondere keine zu ihrer schulischen Situation“ vorliegen (Kleiner 2015: 27). Die Studie von Krell und Oldemeier ist eine der wenigen deutschsprachigen Arbeiten, die sich mit den

Erfahrungen von LGBT*QI-Jugendlichen⁵ auseinandersetzt und dabei die Jugendlichen selbst zu Wort kommen lässt. Sie stellen dabei fest, dass sich die Herausforderungen von queeren Jugendlichen im Vergleich zu ihren heterosexuellen und geschlechternormativen Mitschüler_innen sukzessiv steigern, denn um über sexuelle, romantische, emotionale oder körperliche Belange sprechen zu können, ist meist ein Coming-Out erforderlich. Gender*diverse und Trans*Jugendliche erleben eine körperliche Entwicklung, die nicht ihrer Geschlechtsidentität entspricht und das erfordert häufig Handlungen, etwa, die Suche nach Unterstützung, ein Coming-Out, die Planung oder Durchführung einer Hormonbehandlung (vgl. Krell/Oldemeier 2017:193ff.).

Sabine Hark führte bereits vor zwanzig Jahren eine Studie zur Lebenslage von schwulen und lesbischen Jugendlichen in Nordrhein-Westfalen durch und nannte sie damals schon „unbekannte Wesen“ in der sozialwissenschaftlichen Jugendforschung (Hark 1997:1). Ein Grund für diesen blinden Fleck in der Jugendforschung ist, dass sich heteronormative Vorstellungen von Geschlecht auch in der Forschung widerspiegeln. Dort wirkt dieser „WahrnehmungsfILTER“ (vgl. Hark 1997:2) so, dass Jugendliche in heterosexuellen Gruppen von Mädchen und Jungen gedacht werden. Empirische Erfahrungen von LGBTIQQA* Jugendlichen sind vergleichsweise schwierig zu erlangen, weil sie in Institutionen wie Schulen oder Jugendzentren nicht unbedingt sicht- oder beobachtbar sind und ihre Erfahrungen oft erst rückblickend einordnen können (vgl. Kleiner 2015:27f.)

Die Schule ist einer der wichtigsten Orte, um nicht nur kognitive und intellektuelle Inhalte, sondern auch die Umgangsformen und Spielregeln des Alltags, also das soziale Lernen, zu erwerben. Gleichzeitig erfahren Schüler_innen hier verstärkt Trans*- und Homophobie und diejenigen, die der heteronormativen Cis-Norm nicht entsprechen, lernen so gleichzeitig ihre Sexualität und/oder Geschlechtsidentität zu verbergen und üben so, als heterosexuell und binär gelesen zu werden. Statistisch gesehen sitzen in jeder Klasse ein bis zwei homosexuelle Kinder (vgl. Bade 2015:50) und laut einer Berechnung der HOSI Wien gibt es in Österreich etwa 10.000 Lehrer_innen und 144.000 Schüler_innen, die sich innerhalb des queeren Spektrums verorten (vgl. HOSI Wien 2019a:27). Obwohl die Schul- und Ausbildungszeit jahrelang dauert, outen sich die wenigsten bereits während der Schulzeit (vgl. Kleiner 2015:40).

⁵ Krell/Oldemeier verwenden diesen Begriff, um die Identitäten der Teilnehmer_innen ihrer Studie zu beschreiben.

Mögliche Gründe sind die Angst vor negativen Reaktionen und der zu erwartende Kontrollverlust über diese Information. Teilnehmer_innen der Studie von Krell und Oldemeier gaben an, nach dem Outing von unbekanntem Mitschüler_innen feindselig konfrontiert worden zu sein („Scheiß Lesbe“) und dass ihre sexuelle Orientierung und/oder Geschlechtsidentität ein Gesprächsthema an der Schule war (vgl. Krell/Oldemeier 2017:105ff). Das Jugendnetzwerk Lambda führte 2005 eine Studie mit lesbischen, schwulen und bisexuellen Jugendlichen durch und kam zu dem Ergebnis, dass die Schule kein Ort ist, wo Unterstützung zu erwarten ist. Ganz im Gegenteil, berichten Teilnehmer_innen, die sich während der Schulzeit geoutet haben, von mehr Diskriminierungserfahrungen als solche, die erst später ihr Coming-Out erlebt haben. Die Autor_innen der Studie erklären sich dieses Ergebnis so, dass Schüler_innen weniger mobil als Erwachsene sind (vgl. Jugendnetzwerk Lambda 2005:9f.). Die Studie von LesMigraS kommt nach der Auswertung von über 2000 Fragebögen zu dem Schluss, dass die Schule ein „Ort der normativen Gewalt“ ist (vgl. LesMigraS 2012:107f).

Häufig werden in schulischen Interaktionen diskriminierende, stereotype und rassistische Inhalte (re-)produziert und nicht-heteronormative Vorstellungen von Geschlecht und Begehren lächerlich gemacht oder sanktioniert. Kleiner spricht von „verletzungsmächtigen“ Jugendlichen, die den gesellschaftlichen Normen entsprechen (können) und von Jugendlichen mit einer „erhöhten Verletzungsoffenheit“, die durch ihre Sexualität, ihr Aussehen, ihr Verhalten oder durch andere Gründe als Teil einer marginalisierten Gruppe wahrgenommen werden (vgl. Kleiner 2015:30f). Das Konzept der Verletzungsoffenheit soll aufzeigen, dass Gewalt- und Diskriminierungserfahrungen je nach sozialer Positionierung anders wahrgenommen werden. Das bedeutet, je weniger Privilegien eine Person hat, umso verletzungsoffener ist sie und umso mehr erfährt sich diese Person auch selbst als sozial verletzlich (vgl. LesMigraS 2012:116). Aus diesem Grund fühlen sich dieselben Situationen, etwa nachts allein nach Hause zu laufen, für alle Personen unterschiedlich bedrohlich an.

In mehreren Studien wurde nachgewiesen, dass verletzungsmächtige Jugendliche homo- und trans*phobe Sprüche und die Abwertung von nicht-traditioneller Männlichkeit und Weiblichkeit einsetzen, um im Bildungsbereich traditionelle Hierarchien und Geschlechterrollen zu bewahren (vgl. Klocke 2012; Offen 2013; Götsch 2014, LesMigraS 2012). Durch Homo-, Bi- und Trans*phobie versuchen Menschen die Sexualität und Geschlechtsidentität von anderen Menschen zu kontrollieren (vgl. McDermott/Roen 2016:30). Jugendliche, die die Grenzen zwischen „Männlichkeit“ und „Weiblichkeit“ überschreiten, nennen McDermott/Roen „border objects“, weil ihre bloße Existenz diese Einteilung ins

Wanken bringen kann. Die wenigsten Schüler_innen kennen wissentlich homosexuelle, Trans*- oder Inter*Personen persönlich oder als Personen des öffentlichen Lebens und wachsen in einer heteronormativen Umgebung auf, in der alle anderen Formen der Sexualität oder Identität unsichtbar sind (vgl. Bade 20015:49).

Ein Beispiel für die heteronormative Umwelt sind Schulbücher. Obwohl Schulbücher rechtlichen Normen zu Anti-Diskriminierung und Gleichstellung unterliegen, werden nicht-heteronormative Menschen kaum thematisiert und falls doch, dann als die Abweichung von der heterosexuellen und binären Norm (vgl. Bittner: 2012:13). In Biologiebüchern wird Sexualerziehung als heterosexuelle Praxis, die ein Baby hervorbringt, dargestellt. Homosexuelle Menschen finden zwar in ein paar Büchern Erwähnung, allerdings als Abweichung der Norm und nicht als sexuell aktive, glückliche oder gewöhnliche Menschen. Völlig ignoriert werden die Erfahrungen von Inter* und Trans* Menschen, die als ganz seltene Fälle pathologisiert werden (vgl. Bittner 2012:62ff.). Anstatt der Förderung der Persönlichkeitsentwicklung gerecht zu werden, wie es laut der Richtlinien von Schulbüchern festgelegt ist, werden nicht-heteronormative Erfahrungen und Identitäten unsichtbar gemacht.

Es wäre in jedem Fach möglich, andere Perspektiven einzubringen, etwa durch die Thematisierung von nicht-normativen Autor_innen und deren Werke (vgl. Decke-Cornhill 2004:202). Decke-Cornhill stellte bei einer Diskussion über einen Kurzfilm mit einer Trans*Person als Hauptfigur fest, dass danach bei den Schülern_innen eine „gewisse Beunruhigung“ blieb, was Normalität ausmachte und das eine gute Basis sei, um das binäre Geschlechtsmodell in Frage zu stellen und die Grenzen der Normalität zu erweitern (vgl. Decke-Cornhill 2014:71). Die Lehrer_innen sind nicht nur für die Unterrichtsgestaltung verantwortlich, sondern sie könnten das Klima in einer Klasse entschieden verändern, indem sie einerseits nicht-normative Lebensweisen in ihren Unterricht einfließen lassen, zu Diskussionen anregen und andererseits auf Diskriminierung, verletzende Äußerungen und homo/trans*phobes Verhalten reagieren. Krell und Oldemeier kommen zu dem Schluss, dass positive Erfahrungen im Zusammenhang mit Lehrpersonen meistens mit den engagierten Lehrern_innen selbst zusammenhängen und nicht mit unterstützenden Rahmenbedingungen (vgl. Krell 2017:110ff.).

Jäckle sieht in der Verwendung eines binären Geschlechtsmodells, der Naturalisierung von Unterschieden und Diskriminierung als Strategien der „Geschlechternormalisierung in der Schule“ (vgl. Jäckle 2009:184f.). In Kleiners Studie sprechen die Jugendlichen über ihr Bild

von der Schule und sie fasst deren Erzählungen so zusammen, dass Schulen heteronormative Organisationen sind, in denen diese Strukturen nicht angezweifelt werden und Lehrer_innen zu einem großen Teil weder mit queeren Schüler_innen noch mit homo- oder trans*phoben Äußerungen umgehen können. Die Interviewpartner_innen erzählen in Bezug auf Diskriminierung und Übergriffe von einer gewissen Sprachlosigkeit und Stille, die von Einzelnen kaum gefüllt werden kann (Kleiner 2015:271f.). Es ist daher nicht verwunderlich, dass 97% der Teilnehmer_innen der LesMigraS Studie sich mehr Aufklärung über „vielfältige sexuelle Lebensweisen und Orientierungen“ für Lehrende im Bildungsbereich, für medizinisches und psychologisches Personal wünschen (vgl. LesMigraS 2012:82).

Die jugendlichen Teilnehmer_innen der Studie wünschen sich außerdem unkompliziertere Behördengänge, keine oder nicht nur ausschließlich gegenderte Toiletten im öffentlichen Raum und dass im Sexualunterricht nicht nur über Heterosexualität gesprochen wird. Teilnehmer_innen gaben an, dass die sexuelle Orientierung als Teil der menschlichen Würde im Grundgesetz verankert werden soll und dass gar kein Outing mehr notwendig sein sollte, um so leben zu können wie man möchte (vgl. Krell/Oldemeier 2017:222ff.).

1.3.3. COMING-OUT UND ANDERE STRATEGIEN

Ein Coming-Out ist oft die einzige Möglichkeit, um für andere sozial verständlich zu werden und von der Umwelt so gelesen zu werden, wie man gesehen werden möchte. In der Praxis hat sich gezeigt, dass das öffentlich machen der eigenen Sexualität und/oder Geschlechtsidentität eine Bewältigungsstrategie sein kann, um sich in einer heteronormativen Umgebung zu orientieren (vgl. Kleiner 2015:36). Der Begriff „Coming-Out“ bezieht sich auf die Forderungen von queeren Communitys nach mehr Sichtbarkeit in der Öffentlichkeit („coming-out of the closet“), der sich nach den Stonewall Aufständen 1969 etablierte. Besucher_innen der LGBT-Bar *Stonewall* wehrten sich erstmals gegen Polizeigewalt und kämpften in den folgenden Jahrzehnten darum, ihre Sexualität und/oder Geschlechtsidentität offen und ohne Diskriminierung leben zu können. An dem Konzept des Coming-Outs ist zu kritisieren, dass es überhaupt notwendig ist, etwas so Persönliches wie die eigene Sexualität und/oder Geschlechtsidentität mit (unbekannten) Menschen teilen zu müssen, damit die eigene Geschlechtsidentität anerkannt werden kann (vgl. Krell/Oldemeier 2017:24).

Krell und Oldemeier unterscheiden zwischen dem *inneren* Coming-Out und dem *äußeren* Coming-Out. Bei ersterem handelt es sich um einen Prozess der Wahrnehmung, in dem LGBTIQQA*Personen über einen unterschiedlich langen Zeitraum klar wird, dass sie nicht

heterosexuell und/oder nicht geschlechternormativ sind. Die meisten Teilnehmer_innen der Studie von Krell/Oldemeier sind dabei zwischen 11 und 16 Jahren alt, wobei auch ein Viertel angab, den Zeitpunkt nicht genau festlegen zu können und 15%, dass sie es schon immer wussten. Mehrere gaben an, selbst kein Problem mit der eigenen sexuellen Orientierung gehabt zu haben, sich aber um die Reaktionen der sie umgebenden Menschen gesorgt zu haben (vgl. Krell/Oldemeier 2017:70f.).

Zu ähnlichen Ergebnissen kam Shoshana Rosenberg, die das Ankommen in der eigenen Sexualität, unabhängig von den gesellschaftlichen Erwartungen oder der Fluidität des Geschlechts, mit dem Begriff *Coming In* zu fassen versucht. Diesen Begriff verwende ich nach Rosenberg im weiteren Verlauf der Arbeit.

Rosenberg führte Interviews mit queeren Menschen in Australien durch, wobei die „sexual self-discovery journeys of young, LGBT+/queer people“ im Fokus stand (vgl. Rosenberg 2017:1f.). Auch in dieser Studie hatte die Hälfte der Befragten selbst kein Problem mit der eigenen sexuellen Orientierung und/oder Geschlechtsidentität, aber befürchteten, aufgrund ihrer heteronormativen Umgebung nie ein glückliches Leben führen zu können. In beiden Studien verheimlichten Teilnehmer_innen ihre Gefühle oder lehnten diese ab, da sie sich nicht vorstellen konnten, ein glückliches Leben führen zu können, nachdem sie sich geoutet hätten (vgl. Rosenberg 2017:11).

Rosenberg verwendet für solches Verhalten den Begriff „internalized homophobia“ (2017:12), ich verwende dafür den Begriff der internalisierten Homo- und Trans*Phobie. Es bezeichnet den Prozess einer Person, die auf einer täglichen Basis Homo- und/oder Trans*Phobie erlebt, sodass die Diskriminierungen, Stigmatisierungen und Viktimisierungen irgendwann verinnerlicht werden und Auswirkungen auf das Selbstbild haben. Einer der Interviewten erinnert sich etwa, dass sein Vater ständig beim Fernsehen negativ über homosexuelle Menschen geredet hat und aufgrund vieler solcher Erfahrungen kann es sein, dass queere Menschen diese negativen Gefühle sich selbst gegenüber fühlen. Dabei gehen sie oft davon aus, dass es keinen Platz für sie gäbe oder sie kein glückliches Leben führen könnten, nachdem sie sich geoutet hätten (vgl. Rosenberg 2017:11f.). So erzählt ein 17-jähriger Teilnehmer, dass er „wie kann man heterosexuell werden?“ bei einer Suchmaschine eingab und sich Bilder von nackten Frauen in der Hoffnung ansah, sie irgendwann anziehend zu finden (vgl. Krell/Oldemeier 2017:76). Zum Teil führten einige der Befragten heterosexuelle Beziehungen

oder machten heterosexuelle Erfahrungen, auch, weil sie hofften, sich in einer vorübergehenden Phase ihres nicht-heterosexuellen Begehrens zu befinden (vgl. Krell/Oldemeier 2017:76f.).

Vor einem Coming-Out hatten Teilnehmer_innen Angst vor der Ablehnung von Freund_innen oder Familienmitgliedern, gefolgt von verletzenden Reaktionen, Problemen am Arbeits- oder Ausbildungsplatz und davor nicht ernst genommen zu werden. Diese Befürchtungen hängen von der sozialen Herkunft, dem Alter, der Persönlichkeit und der individuellen Lebenslage ab (vgl. Krell/Oldemeier 2017:79). Queere Jugendliche wählen deshalb die erste Person, mit der sie über ihre Sexualität und/oder Identität sprechen, sorgfältig aus:

Junge Lesben und Schwule wählen deshalb [aufgrund einer unsicheren Umgebung, Anm. Elser] sehr genau, wem sie sich wann offenbaren. Meist erfolgt das Coming-Out erst nach einer unter Umständen Jahre dauernden Phase sorgfältigen sozialen Screenings, in der sie versuchen herauszufinden, welche Reaktionen zu erwarten sind (Hark 2002:54).

Bei sozialen Screenings werden Menschen über einen längeren Zeitraum eingeschätzt, um abzuwägen, wie viel Informationen geteilt werden (vgl. LesMigraS 2012:146). Im Durchschnitt finden diese Gespräche im Alter von 15 bis 18 Jahren zuerst mit dem_r besten Freund_in, gefolgt von anderen Freund_innen und der Mutter statt. Diese Phase vor dem ersten äußeren Coming-Out ist geprägt von hoher Anspannung, dem Wunsch, mit jemandem über die Gefühle reden zu können und sich nicht länger vor geliebten Menschen verstellen zu müssen (vgl. Krell/Oldemeier 2017:85ff.). Als besonders unterstützend werden Gespräche mit eingeweihten Menschen und der Austausch mit anderen queeren Menschen wahrgenommen. Es hängt von dem individuellen Umgang der_s Einzelnen ab, wie vielen Menschen man sich offenbaren möchte (vgl. Krell/Oldemeier 2017: 92ff.).

LGBTIQQA* Jugendliche sind keine homogene Gruppe, sondern verfügen über unterschiedliche Ressourcen, und machen aufgrund der differenten Lebens- und Ausgangslagen ganz individuelle Erfahrungen vor und nach dem Coming-Out. Es gibt vergleichsweise wenig Forschung zu den Alltagserfahrungen von nicht-heteronormativen Jugendlichen, trotzdem wird sichtbar, dass sie häufig aufgrund der Sexualität und/oder Geschlechtsidentität diskriminiert werden (vgl. Krell/Oldemeier 2017:29).

Meyer schlägt für solches Verhalten den Begriff *gendered harrassment* vor und führt weiter aus, dass damit jedes Verhalten, sei es verbal, physisch oder psychisch, das die Einhaltung der traditionellen heterosexuellen Gendernormen kontrolliert, gemeint ist. Dazu zählen auch (hetero-)sexuelle Belästigung, homophobe Belästigung und Belästigung aufgrund der Nichterfüllung von Normen zu Geschlecht. Beispiele für solches Verhalten sind Beschimpfungen, Witze und Gesten, sowie körperliche und sexuelle Angriffe, die sexistisch,

homophob oder trans*phob sind (vgl. Meyer 2008:555). Eine homophobe Umgebung erschwert ein Coming-Out während der Schulzeit erheblich und führt dazu, dass viele Jugendliche nicht das Leben führen können, das sie möchten (vgl. Krell/Oldemeier 2017:113). Es wird in mehreren Studien aus unterschiedlichen Ländern belegt, dass das Risiko für psychische Erkrankungen, wie Depressionen oder Angststörungen, Medikamente-, Alkohol- oder Drogenmissbrauch, selbstverletzendes Verhalten oder Selbstmord bei queeren Jugendlichen höher ist als bei heteronormativen Jugendlichen (vgl. Krell/Oldemeier 2017; HRC Youth Survey Report 2012; Baumgartner 2017b; Hatzenbuehler 2011; Plöderl 2004; Nodin et. al 2015).

Mark Hatzenbuehler analysierte eine Studie, bei der über 31.000 Schüler_innen aus dem US-Bundesstaat Oregon befragt wurden, um herauszufinden, inwiefern das soziale Umfeld zu den höheren Selbstmordraten von lesbischen, schwulen und bisexuellen Jugendlichen beiträgt. Die Zahlen zeigen, dass die sexuelle Orientierung dabei einen Unterschied macht, denn 20% der LGB-Jugendlichen⁶ und 4% der heterosexuellen Schüler_innen gaben an, in den letzten zwölf Monaten versucht zu haben, sich umzubringen. Dabei sind auch gesellschaftliche Rahmenbedingungen zu beachten, da bei einer nicht-unterstützenden Umwelt die Rate für einen Selbstmordversuch 20% höher ist (vgl. Hatzenbuehler 2011: 896f.). Auffällig ist, dass bi*lebende Teilnehmer_innen im Vergleich am häufigsten angaben, Depressionen und Selbstmordversuche überlebt zu haben (vgl. Hatzenbuehler 2011:899).

In jeder der vorher genannten Studien suchen die Autor_innen nach Gründen für die erhöhte Tendenz von queeren Menschen sich selbst zu schaden bzw. sich selbst zu verletzen. Diese Erklärungsversuche haben sich im Laufe der Zeit gewandelt, denn zu Beginn der Forschung wurde Homosexualität noch als psychische Krankheit gesehen. Ich nenne hier die Stresshypothese von Plöderl, der davon ausgeht, dass auf homo- und bi-sexuelle Menschen mehr Stressoren einwirken, die psychische Erkrankungen und Suizidalität auslösen können. Er nennt auch das Prinzip der Verletzungsoffenheit, das von mir bereits behandelt wurde (vgl. Plöderl 2004:89f.).

Rosenbergs Studie zeigt, dass viele der queeren Befragten selbst kein Problem mit ihrer sexuellen oder geschlechtlichen Identität haben, aber durch eine homo- oder trans*phobe Umgebung nicht denken, dass sie ein glückliches Leben führen können (vgl. Rosenberg

⁶ Hatzenbuehler verwendet diesen Begriff, um die Identitäten der Teilnehmer_innen darzustellen.

2017:12). McDermott und Roen weisen darauf hin, dass etwa selbstverletzendes Verhalten eine Strategie sein kann, um mit der ständigen Unterdrückung der sexuellen und/oder geschlechtlichen Identität zurecht zu kommen. Sie nennen den Druck, der dadurch entsteht „gender distress“ (vgl. McDermott/Roen 2016:82). Dieses Gefühl entsteht insbesondere in der Pubertät, wenn der Körper sich verändert und die Erwartungen an die zugewiesene Geschlechtsidentität steigen, man aber gleichzeitig bemerkt, dass man diese nicht erfüllen kann oder möchte. Als Beispiel wird ein Trans*Mann genannt, der feminine Kleidung gegen seinen Willen trägt und zu dieser Zeit auch beginnt, sich selbst zu verletzen (vgl. McDermott/Roen 2016:84f.). Die beiden Autor_innen betonen, dass alle Herangehensweisen dabei helfen, zu überleben und Selbstverletzung nicht zwangsweise eine irrationale Handlung von einer psychisch kranken Person sein muss, sondern sogar im weitesten Sinne „Self-Care“ sein kann (vgl. McDermott/Roen 2016:87). Ohne selbstverletzendes Verhalten verharmlosen zu wollen, möchte ich diesen Ansatz nicht unerwähnt lassen.

Bettina Kleiner kommt zu dem Schluss, dass queere Jugendliche mit zusätzlichen Herausforderungen konfrontiert sind, die sich aus dem Leben als nicht-normativer Mensch in einer heteronormativ strukturierten Gesellschaft ergeben und dem Individuum als persönliche Probleme aufgebürdet werden (vgl. Kleiner 2015:32). Der ständige Spagat zwischen den Vorstellungen der Umwelt und den eigenen Wünschen ist kräftezehrend, vor allem, weil von den Jugendlichen erwartet wird, fehlende Aufklärung zu leisten oder ein gewisses Maß an Fehlverhalten von anderen Menschen zu tolerieren (vgl. LesMigraS 2012:153). Fehlende Vorbilder, Angst vor Ausgrenzung und Ablehnung, sowie homo- und trans*phobe Haltungen im eigenen Umfeld machen es queeren Jugendlichen schwerer, sich selbst zu akzeptieren und eine eigene, queere Identität zu entwickeln. Kleiner geht davon aus, dass Ausgrenzungserfahrungen für lesbische, schwule, bisexuelle und Trans*Jugendliche eher die Regel als die Ausnahme darstellen (vgl. Kleiner 2015: 34f.)

Ein Coming-Out stellt queere Jugendliche und Erwachsene vor spezifische Herausforderungen, wie die Ergebnisse einer großangelegte Studie mit 10.000 Jugendlichen in den U.S.A zeigt:

Nenne eine Sache, die du in deinem Leben am liebsten sofort verändern möchtest:		Nenne das wichtigste Problem, das du aktuell hast:	
	LGBT-Jugendliche	Nicht LGBT-Jugendliche	
1.	Verständnis, Toleranz, Hass (18%)	Geld, Schulden, Finanzen (20%)	Keine akzeptierende Familie (26%)
2.	Meine familiäre Situation (15%)	Aussehen, Gewicht (9%)	Mobbing, Probleme in der Schule (21%)
3.	Wo und mit wem ich zusammen wohne (9%)	Mentale Gesundheit verbessern (7%)	Angst vor einem Coming-Out (18%)
			Schule, Prüfungen, Noten (25%)
			Universität, Karriere (14%)
			Finanzieller Druck im Zusammenhang mit Universität oder Job (11%)

(Abb.1. HRC Youth Survey Report 2012:2, Übersetzung Elser)

Man kann davon ausgehen, dass sich auch queere Jugendliche Sorgen um ihre finanzielle Situation oder ihre Schulnoten machen, aber ihre wichtigsten Probleme und Wünsche hängen eindeutig mit der sexuellen und/oder geschlechtlichen Identität zusammen. Zusätzlich zu den Herausforderungen, denen auch geschlechternormative und heterosexuelle Jugendliche gegenüberstehen, beschäftigen sie sich mit ihrem möglichen Coming-Out und wünschen sich vor allem mehr Verständnis und Toleranz, was darauf hindeutet, dass ihre Umgebung nicht unterstützend ist. Die Autor_innen der *Human Right Campaign* betonen, dass queere Jugendliche in besonderem Maß resilient und stark sind, da sie über Kompetenzen und Erfahrungen, die ihre heterosexuellen Mitschüler_innen nicht gemacht haben, verfügen. Trotz einer diskriminierenden und teilweise feindlichen Umgebung bleiben viele der Befragten optimistisch und suchen sich sichere Orte und unterstützende Menschen (vgl. HRC Youth Survey Report 2012:1).

Resilienz beschreibt die Fähigkeit, nach herausfordernden Situationen (mental) wieder aufzustehen oder trotz widriger Umstände durchzuhalten. Dieses Konzept der Resilienz findet seit ein paar Jahren Eingang in die Forschungsliteratur zu LGBTIQ* Lebensrealitäten (vgl. Krell/Oldemeier 2017:32). Zeeman interviewte Trans*Personen und stellte fest, dass sich die Teilnehmer_innen der Studie darüber bewusst waren, dass ihre Resilienz eine Strategie darstellt, um zu (über-)leben (vgl. 2017:388). Ein_e Teilnehmer_in beschreibt den Moment, in dem die Person das Haus verlässt, so:

We do all have to be resilient every time we walk out of our front door, that is when we have to start being resilient, because you don't know what's going to come from where, like it is difficult but to be ourselves it's what we've got to do (Zeeman 2017:388).⁷

Diese Beschreibung wird von einem_r anderen Teilnehmer_in so ergänzt, dass das Wort Resilienz eine Art Schutz darstelle, weil die Identifikation schon dabei hilft, sich stärker und widerstandsfähiger zu fühlen und zu verhalten (vgl. Zeeman 2017:388). Laut Singh gibt es mehrere Dinge, die dabei helfen, resiliente Strategien wie diese zu entwickeln, etwa eine Sprache zu finden, um die eigene sexuelle Orientierung oder geschlechtliche Identität beschreiben zu können. Teilnehmer_innen ihrer Studie berichten, dass ihnen Tagebuchschreiben oder politisches Engagement für Trans*Rechte dabei geholfen haben, zu beschreiben und erkennen, wer sie sind (vgl. Singh et al 2014:211). Resiliente Strategien helfen dabei, Wertschätzung und Anerkennung zu erfahren, die in anderen Bereichen des Lebens womöglich verwehrt bleiben (vgl. Wong 2015:240). Das kann die einzige queere Bar in einer Kleinstadt sein oder der unterstützende Freund_innenkreis während dem Coming-Out.

In den Arbeiten, die bisher zu dieser Thematik geschrieben wurden, werden auch andere Strategien beschrieben, um sich in einer heteronormativen Umwelt zu bewegen. Eine Vermeidungsstrategie ist abzuwarten, zu sondieren und dann je nach der zu erwartenden Diskriminierung/Konfliktsituation zu entscheiden, ob ein Outing ungefährlich ist (vgl. Hänsch 2003:71f.). Schweigen ordnet Hänsch als wichtige Handlungsstrategie ein, um sich vor negativen Reaktionen des Gegenübers zu schützen (vgl. Hänsch 2003:73f.).

Alle interviewten Personen gaben den heteronormativen Rahmen als gegeben an, den sie innerhalb ihrer Möglichkeiten entweder umgehen (Sexualität verschweigen), dehnen (in bestimmten Kreisen offen lesbisch lebend) oder sprengen (überall geoutet) konnten. Wie sie damit umgingen, hing von den eigenen Kompetenzen und den individuellen Ressourcen ab (vgl. Hänsch 2003: 237ff.).

In dem qualitativen Teil der LesMigraS Studie zeigt sich, dass manche Handlungsstrategien nur für eine bestimmte Diskriminierungsform greifen und je nach Situation angepasst werden müssen (vgl. LesMigraS 2012:156). Keine der interviewten Personen ist überall in ihrem Leben geoutet, sondern es wird ausgewählt, wem wie viel erzählt wird. Als wirksame Strategien werden Vermeidungsstrategien genannt, also bestimmte Orte, Menschen, Situationen werden

⁷ „Wir müssen alle resilient sein, jedes Mal, wenn wir zur Tür hinausgehen, ist das der Moment, an dem wir damit beginnen, weil du nie weißt, was von wo kommen könnte. Es ist schwierig, aber wir selbst zu sein, ist das, was wir tun müssen“ (Übersetzung: Elser).

vermieden oder durch Recherchen vorbereitet, um so negative Erfahrungen zu vermeiden. Mimikry nennt sich die Strategie, Heterosexualität nachzuahmen, um als heterosexuell gelesen zu werden, etwa „Partner“ zu sagen, obwohl damit eine Frau gemeint ist (vgl. LesMigraS 2012:72).

Von Vermeidungsstrategien erzählen auch asexuelle Interviewpartner_innen. In Situationen, in denen sie sich nicht sicher fühlen, wobei als Beispiele die Bereiche Familie, Schule und Universität genannt werden, wenden sie verschiedene Vermeidungsstrategien an, um nicht stigmatisiert zu werden. Eine_r spricht davon in einer asketischen Phase zu sein und auf Sex und Alkohol zu verzichten, eine Befragte befindet sich in einer asexuellen Beziehung und erzählt lediglich, dass sie eine Beziehung führt (vgl. Aßmann et al 2018:91f).

Sowohl Rosenberg als auch die Forschungsgruppe Aßmann, Bobka, Kaiser, Klaudat und Koch stellten fest, dass das Finden einer Community und Freund_innen den Interviewpartner_innen sehr geholfen haben, um sich selbst und eine Sprache für ihre Sexualität und/oder ihrer Geschlechtsidentität zu finden. Dadurch, dass der sexuelle und/oder geschlechtsidentitäre Selbstfindungsprozess von queeren Menschen davon geprägt ist, dass sie sich nicht nur mit ihren eigenen Wünschen und Vorstellungen auseinandersetzen, sondern auch mit den gesellschaftlichen Erwartungen und den heteronormativen Strukturen, beschreiben sie ihre Reise als lebenslangen Prozess (vgl. Rosenberg 2017:18f.).

2. METHODISCHE HERANGEHENSWEISE

In diesem Kapitel gebe ich einen Überblick über bereits erschienene Literatur, die sich ebenfalls mit Biographieforschung in Zusammenhang mit queeren Interviewpartner_innen beschäftigt. Dabei wird sowohl qualitative als auch quantitative Forschung berücksichtigt. Ziel ist es, Forschungslücken sichtbar zu machen, um meine Arbeit verorten zu können. Anschließend gehe ich näher auf mein Forschungsvorhaben und die Forschungsfrage ein. Da ich mit biographisch-narrativen Interviews gearbeitet habe, werde ich dann die Biographieforschung, die Besonderheiten von biographischen Interviews und deren Auswertung anhand der Narrationsanalyse näher beschreiben.

2.1. FORSCHUNGSSTAND

Die hier vorgestellten Arbeiten sind nur ein Ausschnitt zu der Forschung, die sich mit queeren Lebensrealitäten und Biographieforschung auseinandergesetzt haben und umfasst Arbeiten der

letzten 17 Jahre. Besonders in der deutschsprachigen Forschungsliteratur gibt es wenige Arbeiten, die sich mit den Biographien von queeren Menschen beschäftigen.

Ulrike Hänsch (2003) hat die Handlungsmöglichkeiten und biografischen Gestaltungsmöglichkeiten von lesbischen Frauen erarbeitet. Kim Ritter (2014) führte biographisch-narrative Interviews mit bisexuellen Menschen durch, wobei sie sich damit beschäftigte, inwiefern Bisexualität als Zugehörigkeitsgefühl oder als Zuhause wahrgenommen wird. Anja Gregor (2015) beschreibt in „Constructing Intersex“, wie intergeschlechtliche Menschen Biographien konstruieren können, ohne auf die Sicherheit eines zuordbaren Geschlechts zurückgreifen zu können. Menschen, die sich als Inter* identifizieren, haben mitunter traumatische medizinische Erlebnisse und/oder eine Tabuisierung ihrer Lebensumstände erlebt. Gregor führte biographisch-narrative Interviews mit inter*geschlechtlichen Menschen, um herauszufinden, wie sie Biographien konstruieren und fand heraus, dass Körper und Geschlecht strukturierende Kategorien für Biographien sind (vgl. Gregor 2015: 315). Der Körper ist aktiv an der Gestaltung der Biographie beteiligt und kommt nur dann nicht explizit in Biographien vor, wenn er den normativen Anforderungen entspricht. Gregor zeigt auf, dass das medizinische Vorgehen und die Pathologisierung von inter*geschlechtlichen Menschen brüchige Biographien produziert, die sich die interviewten Personen im emanzipatorischen Prozess erst wieder aneignen mussten (vgl. Gregor 2015:319).

In der Studie „Coming-Out und dann...?!“ führten Krell und Oldemeier (2017) problemzentrierte Interviews mit queeren Jugendlichen, um deren Lebenssituationen und Erfahrungen sichtbar zu machen. „Wie schafft man Bewusstsein für eine Abwesenheit?“ fragte sich die Forschungsgruppe Aßmann, Bobka, Kaiser, Klaudat und Koch (2018) und führte Interviews durch, die sowohl Elemente von narrativen als auch von problemzentrierten Interviews beinhalteten. Sie beschäftigten sich mit den Auswirkungen von Stigmatisierung auf die Konstruktion der Identität und der Geschlechtsidentität von asexuellen Menschen. Renate Baumgartner forscht aktuell zu den Beziehungsformen von bisexuellen Menschen, wobei sie mit problemzentrierten Interviews arbeitet.

Ines Pohlkamp veröffentlichte eine umfassende Arbeit zu Diskriminierungs- und Gewalterfahrungen von geschlechtlich nonkonformen Menschen. Pohlkamp beschäftigte sich dabei mit der Frage, wie Trans*, Inter* und sich dauerhaft über Geschlechtergrenzen hinwegsetzende Personen mit Diskriminierungen, Gewalt und mit der Bedrohung solche Erfahrungen zu machen, umgehen (vgl. Pohlkamp 2014:14). Erstmals wurde hier im

deutschsprachigen Raum das Forschungsfeld der geschlechtlich nonkonformen Menschen und deren Gewalterfahrungen erforscht. Pohlkamp kritisiert an den bisherigen Forschungen zu Gewalt, dass dabei entweder hetero- oder homosexuelle Männer und Frauen Beachtung fanden und mit binären Kategorien gearbeitet wurde (vgl. Pohlkamp 2014: 23ff). Durch das Führen von narrativ-episodischen Interviews war es Pohlkamp möglich, gezielt nach Gewalterfahrungen und Strategien zur Vermeidung von Diskriminierung zu fragen (vgl. Pohlkamp 2014:58).

Die Autor_in legte Wert darauf, keine Studie über Opfer, die passiv Gewalt erfahren, zu schreiben, sondern vielmehr die Widerstandspotenziale aufzuzeigen und die Handlungsmächtigkeit der Erzählenden zu beachten. Die Ergebnisse von Pohlkamp zeigen, dass sowohl gewaltsame Interaktionen als auch identitäre und normative Regelungen, etwa Gesetze oder medizinische/juristische Normen, verletzend wirken können. Geschlechtlich nonkonforme Personen verfügen nicht über das Privileg der geschlechtlichen Eindeutigkeit, da sie etwa als *Crossdresser*, Frauen mit Bart oder als Trans*Person sichtbar sind. Interviewpersonen erzählten von Ignoranz, Beleidigungen, Drohungen, sexuellen Übergriffen und sexualisierter Gewalt, bis hin zu Tötungsversuchen. Innerhalb der Herkunftsfamilien kam es zu Gewalt durch Erziehungsberechtigte, die wenigsten Interviewpersonen erzählten von einem vertrauensvollen, positiven Umgang mit ihrer sexuellen und/oder geschlechtlichen Identität. Die Täter_innen im Nahbereich waren Eltern(-teile), Geschwister, Verwandte, Freund_innen, im öffentlichen Raum meistens junge, unbekannte Cis-Männer (vgl. Pohlkamp 2014: 336-339).

Es gibt quantitative Arbeiten zu den Lebenserfahrungen von queeren Menschen, die ich hier ergänzend zu den qualitativen Studien vorstellen werde. 2011 entwarfen LesMigraS und die Lesbenberatung Berlin eine deutschlandweite Studie zu den Diskriminierungserfahrungen von lesbischen, bisexuellen Frauen und Trans*Menschen, die von María do Mar Castro Varela durchgeführt wurde. Dabei wurden 2143 Fragebögen, sechs Intensivinterviews und eine Gruppendiskussion ausgewertet (vgl. LesMigraS 2012:20). Bei dem Erstellen der Fragebögen wurde sehr darauf geachtet, möglichst wenig Kategorien vorzugeben, um den Teilnehmer_innen die Möglichkeit zu geben, ihre Selbstrepräsentationen eigenständig zu gestalten. Castro Varela spricht in den Ergebnissen davon, dass ein Leben außerhalb der nicht-heterosexuellen Lebens- und Begehrensweise in Deutschland bedeutet, dass Diskriminierungen alltäglich sein können. Die Diskriminierungsformen sind dabei subtiler geworden, aber auch direkte (verbale und physische) Gewalt wird angewandt (vgl. Castro Varela 2016:109f.).

Diskriminierung wird nicht von allen Menschen auf die gleiche Art und Weise wahrgenommen bzw. erlebt, da Mehrfachdiskriminierungen bzw. Privilegien durch Hautfarbe, Ethnie, Religion, etc. genauso zu bedenken sind, wie Ort und Kontext der Räume. Dabei ist für die Auswertung zu bedenken, dass viele angeben, keine Diskriminierung erlebt zu haben, aber z.B. am Arbeitsplatz auch nicht geoutet zu sein, was darauf deutet, dass die Personen negative Reaktionen erwarten (vgl. LesMigraS 2012:105).

Die Agentur der Europäischen Union für Grundrechte (FRA) ließ 2013 eine EU-weite Online-Erhebung über die Erfahrungen von LGBT-Personen⁸ mit Diskriminierung, Gewalt und Belästigungen durchführen. 93 000 Menschen haben an dieser Befragung teilgenommen. In Österreich verheimlichen demnach 69% der LGBT-Jugendlichen ihre sexuelle Orientierung während der Schulzeit „häufig“ oder „ständig“ (FRA 2013:21). Knapp die Hälfte aller Befragten sprechen mit Familienmitgliedern offen über ihre sexuelle Ausrichtung oder ihre Geschlechtsidentität (vgl. FRA 2013: 27) und 21% gaben an, sich bei der Jobsuche oder am Arbeitsplatz aufgrund der Sexualität oder der Geschlechtsidentität diskriminiert gefühlt zu haben (vgl. FRA 2013:17). Knapp 70% gaben an, dass Händchenhalten bei heterosexuellen Partner_innen sehr weit verbreitet sei, aber nur 2% fanden, dass dies bei gleichgeschlechtlichen Partner_innen auch der Fall sei (Vgl. FRA 2013:28). Die Ergebnisse für Europa zeigen, dass queere Lebensentwürfe noch nicht so sicher und selbstverständlich wie heteronormative Lebensentwürfe geführt werden können.

2015 wurde eine Studie in Wien durchgeführt, die sich im Auftrag der Stadt Wien mit der Lebenssituation von LGBTI Menschen beschäftigt. Es wurden Online-Fragebögen, qualitative Interviews und Gruppendiskussionen durchgeführt. „Queer in Wien“ ergab, dass die meisten befragten Personen (67%) zufrieden mit der Lebenssituation in Wien sind, aber es noch Verbesserungspotential gibt. Jede vierte Person, die sich nicht eindeutig einem Geschlecht zugehörig fühlt, gab an „nicht zufrieden“ mit der öffentlichen Sicherheit zu sein. 30% der Teilnehmer_innen gaben an, in den letzten zwölf Monaten Diskriminierung und/oder Gewalt erlebt zu haben (vgl. Schönflug/Hofmann 2015:2f.).

In der englischsprachigen Literatur gibt es mehr Studien zu queeren Biographien, vor allem US-amerikanische Forscher_innen beschäftigen sich schon länger und intensiver mit den Lebensrealitäten und Gewalterfahrungen von geschlechtlich nonkonformen Menschen als

⁸ In dieser Studie wird der Begriff „LGBT“ verwendet, den ich hier übernehme, da davon auszugehen ist, dass bei dieser Studie queer und andere mögliche Identifikationen keine Beachtung fanden.

europäische Forschende. In den neunziger Jahren wurden mehrere quantitative Studien zu den Lebenswelten, insbesondere im Zusammenhang mit Gesundheit, von Trans*Personen veröffentlicht (vgl. Reback et al. 2001; Reback et al. 2018; Kenagy 2005; Dean et al. 2000). Die *Human Rights Campaign* veröffentlicht immer wieder Studien mit mehreren tausend Teilnehmer_innen, um die Lebensrealität von LGBTQ-Teenagern und Erwachsenen zu erfassen, sowie für deren Rechte zu kämpfen.

Mitarbeiter_innen des *National Center for Transgender Equality (NCTE)* führten 2015 eine Studie mit fast 28.000 erwachsenen Teilnehmer_innen durch, wobei es nach wie vor möglich ist, die eigene Geschichte einzuschicken⁹. Die Ergebnisse zeigen, dass Trans*Menschen in jedem Aspekt des Lebens ein hohes Maß an Diskriminierung, Gewalt und schlechter Behandlung erfahren können. Es besteht ein deutlich höheres Risiko, im Laufe des Lebens verbal/sexuell belästigt zu werden, obdachlos zu werden, Selbstmordgedanken zu haben oder in der Schule, am Arbeitsplatz oder in medizinischen Kontexten diskriminiert zu werden (vgl. James et al 2016:4f.). Mehr als die Hälfte der Teilnehmer_innen gaben auch an, dass Diskriminierung und die Angst davor, sie dazu zwingt, ihr Verhalten anzupassen und zum Beispiel weniger zu essen bzw. zu trinken als gewollt, um nicht auf eine öffentliche Toilette gehen zu müssen (vgl. James et al 2016:16). Zwei Drittel der Befragten gaben an, auf ihren Dokumenten nicht mit ihrem gewünschten Namen und/oder Geschlecht eingetragen zu sein, da diese Änderung zu viel Geld koste (vgl. James et al 2016:9). Die Dokumente nicht anpassen zu können, bedeutet auch, dass Kontrollen der Polizei, Sicherheitschecks an Flughäfen oder Jobbewerbungen unangenehm bis lebensgefährlich sein können.

Der *Human Rights Report „50 under 30“* von Riki Wilchins und Taneika Taylor zeigt exemplarisch die Lebensgeschichten von fünfzig Trans*Personen, die zwischen 1995 und 2005 in den USA ermordet wurden. Dabei zeigt sich, dass nicht nur die geschlechtliche und/oder sexuelle Identität einen Unterschied im Erleben von Gewalt macht, sondern auch die soziale Herkunft oder die ethnische Zugehörigkeit sich darauf auswirkt. So waren die meisten ermordeten Personen nicht-weiß, stammen aus nicht-wohlhabenden Familien und haben sich als Trans*Frauen oder als *Crossdresser* identifiziert. Die Täter waren fast ausschließlich Cis-Männer. Auffällig an diesen Morden ist neben der Brutalität und dem Hass auf die Ermordeten, die niedrige Aufklärungsrate. Für nicht einmal die Hälfte der Morde wurden die Täter_innen zur Verantwortung gezogen und auch die Medien berichteten kaum, obwohl ein

⁹ Hier können nach wie vor Geschichten eingereicht werden: <https://transequality.org/aca-story-share>

offensichtliches Muster zu erkennen ist: Nicht-geschlechtskonforme Menschen werden aus Hass brutal ermordet (vgl. Wilchins/Taneika 2006).

Auch in den folgenden Jahren wurden jedes Jahr ca. dreißig Menschen ermordet, die sich als Trans* identifizierten, wobei die *Human Rights Campaign* zu bedenken gibt, dass die Dunkelziffer höher ist, da in den folgenden Ermittlungen und Berichterstattungen die Ermordeten häufig bei ihrem *Birth Name*¹⁰ und mit den falschen Pronomen genannt werden. Die Gründe, warum so viele nicht-weiße Trans*Frauen umgebracht werden, liegen zum einen in einem Dreieck aus Rassismus, Misogynie und Trans*phobie und zum anderen ist diese soziale Gruppe besonders verletzlich und sichtbar. Verletzlichkeit bedeutet hier, dass die Chancen von der Familie verstoßen zu werden, obdachlos zu werden, keinen Job zu bekommen, frühzeitig die Schule abzubrechen und gezwungen zu sein, auf anderen Wegen Geld zu verdienen, höher als bei anderen queeren Menschen und viel höher als bei heteronormativen Menschen sind (vgl. Christensen 2019).

Auch die Zahlen und Ergebnisse von Studien, die sich mit der Lebenssituation von queeren Menschen in Österreich und Deutschland auseinandersetzen, zeigen, dass Diskriminierung und Gewalt zum Alltag von nicht-heteronormativen Menschen gehören können (vgl. FRA 2013; Schöpflug/Hofmann 2015; LesMigraS 2012).

2.2. FORSCHUNGSFRAGE UND FORSCHUNGSVORHABEN

Bei der näheren Betrachtung des Forschungsstands fällt auf, dass in der Studie *Queer in Wien* und auch in der EU-weiten Studie zu queeren Lebensentwürfen zwar festgehalten wird, mit welchen Formen der Diskriminierung die Teilnehmer_innen konfrontiert werden, aber nicht, *wie* sie das erleben und welche Auswirkungen das auf sie und ihre Biographien hat. Es werden zwar einige Strategien genannt, aber nur Anja Gregor stellte sich die Frage, welche Auswirkungen eine nicht-heteronormative Lebensweise auf die Konstruktion der eigenen Biographie hat.

Ich möchte in meiner Masterarbeit die Biographien von Menschen, die sich als queer und/oder LGBTIQQA* identifizieren, in den Mittelpunkt stellen. Besonderes Augenmerk liegt dabei auf den möglichen (Über-)Lebensstrategien, die bewusst oder unbewusst angewandt werden, um

¹⁰ Der *Dead Name* oder *Birth Name* ist der Name, den Menschen bei der Geburt oder im Laufe des Lebens erhalten haben und zu einem bestimmten Zeitpunkt, etwa einem Outing, ablegen und nicht mehr verwenden. Erst nach der Änderung des Namen- und Personenstandseintrags ist dieser Name nicht mehr in allen Dokumenten eingetragen.

zu (über-)leben. Anhand von biographisch-narrativen Interviews sollen die biographischen Rekonstruktionen sichtbar werden. Für diese offene Form der Interviewführung habe ich mich entschieden, da die Interviewpartner_innen frei, selbstbestimmt und ohne Vorgaben von ihrem Leben erzählen können.

Meine Forschungsfrage lautet:

Von welchen Erfahrungen und Strategien erzählen Menschen, die sich als queer und/oder LGBTIQQA identifizieren, im Hinblick auf die eigene geschlechterbezogene Position?*

Weitere Fragen, die sich mir stellen, lauten:

Von welchen Situationen in Bezug auf heteronormative Strukturen erzählen die Interviewpersonen? Welche Situationen sind für sie bedeutsam und wie gehen sie damit um? Wie werden Krisen überwunden, welche Strategien und Techniken helfen dabei? Gibt es Strategien oder Handlungsspielräume, die von mehreren Interviewpartner_innen auf die gleiche Art angewandt werden?

Um meine Forschungsfrage beantworten zu können, benötige ich empirische Daten, die Rückschlüsse auf langfristige Prozesse und deren Deutung zulässt. Ich habe mich für biographisch-narrative Interviews entschieden, weil anhand von erzählten Biographien beschrieben werden kann:

[...] wie Individuen sich in einer geschlechtsstrukturierten Welt auf eigensinnige Weise einordnen, ihre unverwechselbare Identität entwickeln und zugleich allgemeine soziale Strukturen (re)produzieren, aber auch modifizieren (Dausien 1999:239).

Ich möchte sowohl die individuelle Lebensgeschichte behandeln als auch den gesellschaftlichen Rahmen und die persönlichen Freiräume darin analysieren. Ritter sieht in der Analyse der biographischen Selbstkonstruktion eine besonders geeignete Vorgehensweise, um „den Ablauf der Selbstwerdung in ihrer Zeitlichkeit und Widersprüchlichkeit“ erkennen zu können (Ritter 2014:205). Aus diesen Gründen habe ich mich für dieses Thema und diese Form der Interviewführung entschieden.

Der Forschungsstand hat gezeigt, dass es wenig qualitative Forschung zu Lebensentwürfen innerhalb des LGBTIQQA*-Spektrums gibt und besonders wenige Wissenschaftler_innen, die biographisch-narrative Interviews geführt haben. Mich interessiert die Art und Weise, wie sich nicht-heteronormative Menschen in einer Gesellschaft, die binär strukturiert ist, bewegen und leben, dabei ihre geschlechtliche und/oder sexuelle Identität entwickeln und ihre individuellen Freiräume und Strategien finden. Geschlecht lässt sich nicht erzählen, Biographien aber schon.

Ich möchte durch biographisch-narrative Interviews die „geschlechtsgebundene Konstruktion von Biographien“ rekonstruieren (vgl. Dausien 1996:6).

Außerdem möchte ich mit meiner Arbeit auch zeigen, wie queere Biographien verlaufen können und welche Strategien von den Interviewpersonen angewandt werden, um in einer heteronormativen und teilweise LGBTIQQA*-feindlichen Umwelt zu (über-)leben. Während meiner Interviews und Vorgesprächen hat sich gezeigt, dass Vorbilder und das Wissen über die Leben queerer, nicht-berühmter Menschen als heranwachsende Menschen gefehlt haben. In diesem Sinne hoffe ich, mit dieser Arbeit etwas dazu beitragen zu können, dass mit dieser Masterarbeit mehr Wissen über queere Lebensentwürfe zur Verfügung steht.

2.3. BIOGRAPHIEFORSCHUNG

In den 1970er-Jahren fanden feministische Forderungen nach mehr Partizipation und Sichtbarmachung der Benachteiligung in der Biographieforschung ein wissenschaftliches Instrument, um gesellschaftliche Verhältnisse und Diskriminierung aufzuzeigen. Als konträrer Forschungsansatz zu der bis dahin vorherrschend androzentrisch gedachten Wissenschaft, konnte die Biographieforschung bei den individuellen Sichtweisen ansetzen, anstatt Frauen vermeintlich objektiv zu erforschen. Der Slogan der Frauenbewegung „Das Private ist politisch“ passte zu den Bemühungen, dass durch biographische Forschung die strukturellen Ungerechtigkeiten und die einzelnen Schicksale sichtbar gemacht werden konnten (vgl. Dausien 2004:316f.). Im Zusammenhang mit dem Thema Arbeit erforschte etwa Becker-Schmidt am Beispiel von Industriearbeiterinnen, was die doppelte Belastung von Haushalt und Erwerbsarbeit für einzelne Frauen bedeutet (vgl. Becker-Schmidt 1985).

Biographieforschung ist keine Methode, sondern ein Forschungsansatz (vgl. Dausien 2006b: 59), der einen ganzheitlichen Zugang zu einer sozialen Wirklichkeit ermöglichen sollte, bei dem nicht der Anspruch von Objektivität und Neutralität im Mittelpunkt steht, sondern die subjektive Einschätzung der erzählenden Person (vgl. Dausien 1994:132). Dadurch haben auch widersprüchliche und komplexe Lebensgeschichten Eingang in die Forschung gefunden, da sie durch diesen Forschungsansatz erfasst werden können, ohne von den Forschenden „geglättet“ oder binären Kategorien zugeordnet zu werden.

Jede Biographie ist einzigartig durch die individuellen Erfahrungen, Erlebnisse, Reflexionen und Kontextbedingungen, allerdings gibt es auch in jeder Lebensgeschichte Ähnlichkeiten zu anderen, etwa ähnliche (strukturelle) Probleme oder einen sozialen und/oder kulturellen

ähnlichen Hintergrund (vgl. Dausien 2004:319). In jeder Biographie sind die gesellschaftlichen Verhältnisse eingeschrieben und deshalb geht jede Erzählung über den Bereich der Mikrosoziologie hinaus (vgl. Fischer/Kohli 1987:30).

Ergebnisse der rekonstruktiven Biographieforschung bestätigen das und zeigen, dass Biographie „ein Format und Modus der Geschlechterkonstruktion“ ist (Dausien 2004:319). Das bedeutet, dass Geschlecht (auch) biographisch konstruiert wird. Wenn ich also handle, tue ich das z.B. als Trans*frau mit eigenen biographischen Erfahrungen. Bei dem Sprechen über die eigene Biographie konstruiert die Interviewperson nicht nur die eigene Lebensgeschichte, sondern auch ihre Geschlechtsidentität (vgl. Dausien 1996:5). Geschlechterkonstruktionen können durch den theoretischen und methodischen Hintergrund der Biographieforschung analysiert werden und dieser Ansatz unterscheidet sich von anderen dadurch, dass Geschlecht durch viele Perspektiven und im Zusammenspiel mit anderen Kategorien (wie Ethnizität oder Klasse) analysiert werden kann (vgl. Dausien 2004:318f.).

Interessant an der Biographieforschung sind die „sozialen Konstrukte“ der Biographien, also welchen Sinn und welche Motivation die Erzählenden selbst in ihrer Geschichte sehen (vgl. Fischer/Kohli 1987:26). Um bestimmte Themenbereiche und Aussagen als Forschende verstehen zu können, ist es notwendig, sie im Gesamtzusammenhang des gesamten Lebens der Interviewperson sehen zu können. Lebensgeschichten sind nicht so statisch wie das kontinuierliche Anlegen der Lebenslinien eines Baumes, sondern verändern sich durch verschiedene Ansprechpartner_innen und Situationen, aber auch weil Menschen Wendepunkte erleben. Dadurch wird sowohl ihre Gegenwart als auch Vergangenheit neu interpretiert und die Lebensgeschichte nach dieser Erfahrung anders erzählt. Den letzten, aktuellen Interpretationspunkt nennt Fischer „die Gegenwartsschwelle“, weil sie Gegenwart und unmittelbare Vergangenheit voneinander trennt. Sie spielt eine wichtige Rolle bei der Rekonstruktion der eigenen Geschichte. Von diesem Interpretationspunkt aus wird die ganze Lebenserzählung dargestellt und aktuelle Entscheidungen werden getroffen; vergangene werden von diesem Punkt aus betrachtet (vgl. Fischer 1978:319f.)

Durch biographische Fallrekonstruktionen können entscheidende Wendepunkte und auch Interpretationspunkte sichtbar werden. Als Beispiel nennt Rosenthal etwa die Scheidung einer Frau, die sich anschließend als lesbisch outet. Ihr Leben ist klar unterteilt in die Zeit vor und die Zeit nach dem Coming-Out (vgl. Rosenthal 1995:143). Wenn eine Person etwa erfährt, dass sie an einer chronischen Krankheit wie Multiple Sklerose erkrankt ist, wird sie vergangene

Ungeschicklichkeiten nicht mehr als solche wahrnehmen, sondern diese als erste Anzeichen der Krankheit reinterpreten (vgl. Rosenthal 2014:178ff.). Ob Interpretationspunkte auch in Bezug auf das Erleben und Reflektieren der eigenen Geschlechtsidentität analysiert werden können, wird sich anhand der Arbeit mit meinem empirischen Material zeigen.

Jede Erzählung des eigenen Lebens ist von der gegenwärtigen Situation und dem Kontext abhängig, da dieselbe Person ihre Lebensgeschichte immer wieder anders wiedergeben und dabei andere Interpretationen und Schwerpunkte wählen kann. Das Erzählen von selbsterlebten Ereignissen verweist dabei nicht nur auf das damalige Erleben, sondern auch auf das gegenwärtige Leben mit ebendieser Vergangenheit (vgl. Rosenthal 2004:181).

2.3.1. BIOGRAPHISCH-NARRATIVE INTERVIEWS

Mein Forschungsinteresse zielt auf (Über-)Lebensstrategien ab, die sich im Laufe des Lebens entwickelt haben. Narrative Interviews sind gut dafür geeignet, um längerfristige Prozesse zu erfassen. Fritz Schütze erarbeitete Mitte der 1970er-Jahre das Verfahren des narrativen Interviews und ein Auswertungsverfahren dafür, das heute als Narrationsanalyse bekannt ist (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2010:217f.). Innerhalb der Biographieforschung entwickelte Schütze das narrative Interview weiter, indem er vorschlug, nicht nur bei bestimmten Themen (z.B. die Meinungen von PolitikerInnen zu einer Debatte) narrative Interviews anzuwenden, sondern die gesamte Lebensgeschichte zu erfragen (vgl. Rosenthal 2014:152).

Prozessstrukturen, die von der Interviewperson persönlich rekonstruiert werden, lassen sich erzählen und diese Stehgreiferzählungen sind der kognitiven Aufbereitung der Erfahrung am nächsten. Die Theorie dahinter ist, dass die Struktur der Erfahrung sich in der Struktur der Erzählung reproduziert, die wiederum durch die Zugzwänge des Erzählens geformt wird. Diese Zugzwänge werden angewandt, um eine nicht vorbereitete Stehgreiferzählung zu ordnen und für andere verständlich zu machen. Dazu zählt der *Detailierungszwang*, bei dem die Details rundum eine Erzählung auch genannt werden müssen, um eine nachvollziehbare Geschichte zu erzählen. Niemand wird gerne unterbrochen und das liegt an dem *Gestaltschließungszwang*, denn wenn jemand eine Geschichte bis zum Ende erzählen kann, schließt die Person damit „die Gestalt“. Um die Geschichte beenden zu können, muss ausgewählt werden, welche Ereignisse und Sachverhalte wichtig und notwendig sind, um erzählt zu werden. Diese Auswahl nennt sich der *Relevanzfestlegungs- und Kondensierungszwang* (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2010:92ff.). Erzählungen werden also nach ihrer Relevanz ausgewählt, Zuhörer_innen werden durch weitere Details in die Geschichte eingeführt (z.B. durch mehr Informationen über die

Personen, den Ort, sich wiederholende Vorgänge oder Beschreibungen, wie es zu den Situationen kam) und abschließend möchten Erzähler_innen die Geschichte auch beenden können.

Narrative Interviews beginnen mit einer relativ allgemein gehaltenen Erzählaufforderung, die eine möglichst lange, selbständige Erzählung auslösen soll. Laut Schütze gliedert sich der Ablauf eines narrativen Interviews in drei Teile: die autobiographische Anfangserzählung der Interviewperson, der Hauptteil des Interviews mit Nachfragen, die sich auf bereits Erzähltes beziehen und schließlich dem dritten Teil, in dem abstrakte Fragen, etwa Warum-Fragen gestellt werden können (vgl. Schütze 2016:57). Rosenthal erweitert die verschiedenen Phasen des Interviews folgendermaßen:

1. Die Erzählaufforderung
2. Die autonom gestaltete Haupterzählung oder biographische Selbstpräsentation
3. Erzählgenerierende Nachfragen
 - a. Anhand der in Phase 1 notierten Stichpunkte
 - b. Externe Nachfragen
4. Interviewabschluss (Rosenthal 2014:157)

Die Erzählaufforderung sollte thematisch nicht zu sehr eingeschränkt sein, sie darf nicht mit Peinlichkeit oder Scham besetzt sein und sollte verständlich formuliert sein (Rosenthal 1987:122f.). Durch diese offene Erzählaufforderung greifen die Zugzwänge des Erzählens viel stärker als bei anderen Interviewformen. Ziel ist es, der Interviewperson zu einem Erzählfluss zu verhelfen, dessen Nähe zur Vergangenheit es ermöglicht, in diese vergangenen Ereignisse und Gefühle einzutauchen. Anhand des glasigen Blicks oder dem nachlassenden Blickkontakt wird sichtbar, dass die Interviewperson während der Erzählung „bei sich“ ist. Dieser Zustand wird durch Nachfragen der interviewenden Person sehr gestört, daher soll die Interviewperson ihre Erzählung allein und selbständig gestalten. Wenn die Person zu dem Ende der Ersterzählung kommt, signalisiert sie das mit einem sogenannten „Koda“, etwa „das war’s“ oder „ich denke soweit ist alles erzählt“ (vgl. Rosenthal 2014:156f.).

Geschlecht und Begehren ähneln laut Judith Butler einer Performance, die ständig wiederholt werden muss, um aufrecht erhalten zu werden. Diese performativen Prozesse verändern sich, werden an Situationen angepasst und legen eine Forschungsmethode nahe, die längere Zeiträume erfassen kann. Biographische Interviews eignen sich gut dafür, um Prozesse und Veränderungen in ihrer Widersprüchlichkeit und Komplexität zu erfassen. Durch die Beschäftigung mit nicht-heteronormativen Lebensentwürfen wird sichtbar, inwiefern heteronormative Strukturen mit der Auffassung von einem „normalen“ Leben verknüpft sind

(vgl. Gregor/ Ruby 2018:241). Die individuelle Bedeutung von Geschlecht und Begehren kann anhand dieser Methode verstanden werden, ohne erneut binäre oder einschränkende Strukturen zu schaffen, wie etwa durch einen Fragenkatalog (vgl. Kleiner 2015:134ff.). Durch biographisch-narrative Interviews können Ausgrenzungs- und Diskriminierungserfahrungen und längerfristige Veränderungsprozesse sichtbar gemacht werden und eignen sich daher gut, um meine Fragestellung zu beantworten (vgl. Kleiner 2015:57).

2.3.2. DIE NARRATIONSANALYSE

Um die Interviews interpretieren zu können, werde ich mit der Methode der Narrationsanalyse arbeiten, die sich gut eignet, um narrative und spontane Erzählungen über selbst erlebte Ereignisse zu interpretieren (vgl. Dausien 1996:129). Schütze hat dieses Verfahren entwickelt, um narrative Interviews auszuwerten, nannte es jedoch *Biographie- oder Interaktionsanalyse*. Die Narrationsanalyse beschäftigt sich mit der Leitfrage: Wie gestalten oder erleiden Subjekte Interaktionsprozesse bzw. ihren bisherigen Lebensverlauf? Dabei werden nicht nur Erzählungen über konkrete Erlebnisse oder Abläufe analysiert, die tatsächlich so stattgefunden haben, sondern auch die Wahrnehmung der interviewten Person darüber und ihre Orientierung und Deutung (vgl. Kleeman 2013:64f.). Ziel der Narrationsanalyse ist es, die Prozessstrukturen innerhalb einer narrativen Erzählung aufzeigen zu können, die (langfristige) soziale Prozesse behandeln (vgl. Przyborski/ Wohlrab-Sahr 2010:223). Unter Prozessstrukturen versteht Schütze „festgefügte, institutionell bestimmte Lebenssituationen, Höhepunktsituation, Ereignisverstrickungen [...], dramatische Wendepunkte oder allmähliche Wandlungen; sowie geplante und durchgeführte biographische Handlungsabläufe“ (Schütze 2016:58).

Nach Schütze gibt es sechs aufeinanderfolgende Schritte, die durchgeführt werden, um transkribierte Erzählungen zu interpretieren:

Im ersten Schritt, der **formalen Textanalyse**, wird das transkribierte Interview in beschreibende, argumentative und narrative Textpassagen strukturiert, um sich dann auf die narrativen Teile zu konzentrieren. Die Argumentationen und Beschreibungen werden im vierten Schritt wieder wichtig (vgl. Schütze 2016:71). Dausien empfiehlt ein Verlaufsprotokoll, um den thematischen Verlauf und die formale Struktur eines Interviews offen zu legen und so weitere Auswertungsschritte zu ermöglichen. Mit Interview und Verlaufsprotokoll kann der chronologische Ablauf der Biografien rekonstruiert werden. Dadurch entsteht eine kurze, aussagekräftige biografische Zusammenfassung, wobei die Perspektive der Erzählenden einbezogen werden muss. Diese biografischen Kurzbeschreibungen sollen Außenstehenden

und den Forschenden einen schnellen Überblick über die Lebensverläufe der interviewten Person geben (vgl. Dausien 1996:127f.).

Im zweiten Schritt wird eine **strukturelle inhaltliche Beschreibung** der Darstellungsstücke, die durch Rahmenschaltelemente, die den Beginn bzw. das Ende einer Darstellungseinheit anzeigen, durchgeführt. Dabei helfen Verknüpfungselemente (dann, um zu) oder Markierer des Zeitflusses (noch, schon, bereits damals) oder Markierer mangelnder Plausibilisierung (Verzögerungspausen, plötzliches Absinken des Narrativitätsgrads), um zu unterscheiden, welche Rahmenschaltelemente für große Textpassagen wirksam sind und welche nur lokal Bedeutung haben. Mithilfe der strukturellen Beschreibung werden die zeitlich abgegrenzten Prozessstrukturen sichtbar (vgl. Schütze 2016:58).

Dausien nennt diesen Schritt „das Kernstück der Einzelfallanalyse“. Es geht darum, sehr detailliert und Zeile für Zeile, Segment für Segment zu interpretieren. „Ziel ist es, biographische Ereignisse in ihrer dargestellten Verkettung und die (sich verändernde) Haltung der Interviewperson zu diesen Ereignissen, ihrer Lebensgeschichte und zu sich selbst herauszuarbeiten“ (Dausien 1996:129). Dabei werden die dargestellten inhaltlichen Ereignisabfolgen sowie die formale Struktur des Interviews herangezogen. Dieser Interpretationsprozess wird schriftlich festgehalten und das ist die strukturelle Beschreibung. Die Gliederung entspricht der segmentalen (nach Segmenten) und suprasegmentalen (nicht von Segmenten erfassbare) Struktur des Interviews. So kann z.B. das Segment „Familienbeziehungen“ in Suprasegmente, wie Heirat, Verhältnis zu den Schwiegereltern oder zu den Geschwistern, unterteilt und genauer behandelt werden. In dieser strukturellen Beschreibung wird der Interpretationsprozess festgehalten, also auch Hypothesen, Fragen, Lesarten und Interpretationen, die später verworfen werden, wenn sie für den Gang der Interpretation wichtig waren. Wichtig ist, dass es für außenstehende Leser_innen auch möglich ist, die Interpretationsschritte nachzuvollziehen (vgl. Dausien 1996:129ff.).

Im dritten Schritt, der **Analytischen Abstraktion**, werden die Ergebnisse der strukturellen inhaltlichen Analyse getrennt von den Details der einzelnen Lebensabschnitte dargestellt und mit den abstrahierten Strukturaussagen in Beziehung gesetzt. Das ergibt „die biografische Gesamtformung“, also die lebensgeschichtliche Abfolge der erfahrungsdominanten Prozessstrukturen der einzelnen Lebensabschnitte, bis hin zur gegenwärtig dominanten Prozessstruktur. Das bezeichnet Schütze als „grundlegende biographische Erfahrungsaufschichtung“ (vgl. Schütze 2016:58).

Für den vierten Schritt der **Wissensanalyse** ist es notwendig, den lebensgeschichtlichen Ereignis- und Erfahrungsrahmen der Interviewperson zu kennen, weil jetzt ihre eigenen Theorien und Hypothesen zu ihrem Leben näher betrachtet werden (vgl. Schütze 2016:58). In einem Nachtrag zu dem 1983 erschienenen Aufsatz „Biographieforschung und narratives Interview“ stellt Schütze klar, dass beschreibende und argumentative Passagen nicht – wie einige Kritiker_innen interpretierten – nach dem ersten Schritt völlig vernachlässigt werden sollen. Vielmehr geht es um den Stellenwert und die Funktion, die diese Eigentheorie für den Lebenslauf hat, so kann sie z.B. legitimieren, ausblenden, verdrängen oder bei der Orientierung, Selbstdefinition, Verarbeitung nützlich sein (vgl. Schütze 2016:66). Schütze schlägt deshalb vor, in dem ersten Schritt die dominanten Textsorten (Beschreibung, Argumentation, Erzählung) zu unterscheiden, sich zuerst mit den erzählenden Textpassagen zu beschäftigen und dann im vierten Schritt auf die argumentativen und beschreibenden zurückzukommen (vgl. Schütze 2016:71).

Bei dem **kontrastiven Vergleich** geht es darum, von dem Einzelfall wegzukommen und den Ursprungstext mit anderen Interviewtexten zu vergleichen, um Hypothesen zu überprüfen. Dabei wird zunächst ein ähnlicher Interviewtext herangezogen (minimaler Vergleich) und überprüft, ob Hypothesen auch hier zutreffen. Im nächsten Schritt werden die Kategorien durch den maximalen Vergleich mit maximal verschiedenen Kategorien konfrontiert, um mögliche alternative Prozessstrukturen herauszuarbeiten, die auch den unterschiedlichen Texten gemeinsam sind (vgl. Schütze 2016:58).

Im letzten Schritt wird die **Konstruktion eines theoretischen Modells** angestrebt. Dabei werden die verschiedenen theoretischen Konzepte aufeinander bezogen, um Prozessmodelle auszumachen, die entweder spezifische Arten von Lebensläufen oder Prozessmodelle einzelner grundlegender Phasen oder Konstitutionsbedingungen der biographischen Gesamtformung sind (vgl. Schütze 2016:59f).

Die Analyse nach Schütze wurde kritisiert, etwa von Heinz Bude, der Schütze vorwarf, Erzählen und Erleben eines Erlebnisses gleichzusetzen. Schützes Theorien wurden auch vielfach weiterentwickelt, zum Beispiel von Gabriele Rosenthal und Wolfram Fischer-Rosenthal (vgl. Fischer-Rosenthal/Rosenthal 1997).

2.3.3. SPRACHLICHE DARSTELLUNGSFORMEN

Für den ersten Schritt der Narrationsanalyse, der formalen Textanalyse, ist es notwendig, zwischen den Textsorten Erzählung, Beschreibung und Argumentation zu unterscheiden:

Argumentationen werden häufig in der Gegenwart erzählt und behandeln nicht ein singuläres Ereignis, sondern argumentative und bewertende Passagen, deren einzelne Sätze ohne Sinnveränderung verschoben werden könnten (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2010:228f.). In dieser Darstellungsform können Vermutungen angestellt, Behauptungen aufgestellt oder das eigene Verhalten reflektiert werden. In Argumentationen werden häufig Wörter wie „denn“, „also“, „von daher“, „weil“ verwendet eigenes/fremdes Verhalten oder Entscheidungen werden begründet, bewertet oder eingestuft. (vgl. Kleemann 2013:66).

Bei **Beschreibungen** werden wiederkehrende, routinierte Abläufe zusammengefasst. Allgemeine Sachverhalte werden oft mit Wörtern wie „normalerweise“, „immer“, „jedes Jahr“ „montags“ eingeleitet (vgl. Kleemann 2013:66). Beschreibungen werden verwendet, um typische Charakterzüge von Menschen oder statische Situationen und Milieus darzustellen. Solche Beschreibungen können z.B. der Aufbau des Korans, der Ablauf einer Wahl oder auch der tägliche Arbeitsprozess sein. Bei Beschreibungen von Personen können diese als Träger für Eigenschaften und soziale Beziehungen (vgl. Kallmeyer/Schütze 1977: 202) dienen, wenn etwa nicht die Geschichte der Schwester erzählt wird, die sich entwickelt, sondern ihre negativen Charakterzüge aufgezählt werden, die sich seit jeher nicht verändert haben. In diesem Fall dient die Schwester nur als Träger für bestimmte Eigenschaften, die die erzählende Person ablehnt und sich davon abgrenzt (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2010:229f.).

Eine **Erzählung** erkennt man an der temporalen Verknüpfung der einzelnen Sätze, durch die eine zeitliche Abfolge ausgedrückt wird (Labov 1980:294). Erzählungen zeichnen sich nicht durch ihre Länge, sondern vor allem durch ihre Struktur aus, wie folgendes Beispiel zeigt:

- a ich kenne einen Jungen, der Harry heißt.
- b Ein anderer Junge warf ihm eine Flasche direkt an den Kopf
- c und er musste sieben Stiche bekommen (Labov 1980:294).

In dieser Erzählung ist es nicht möglich, die Sätze zu vertauschen und dieselbe Aussage zu treffen. Im Gegensatz zu Beschreibungen, werden bei Erzählungen einzelne, bestimmte Ereignisse erzählt und nicht sich-wiederholende Vorgänge, Routineabläufe oder eine Reihe von typischen Ereignissen beschrieben (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2010:225). William Labov

fürte eine Reihe von Interviews durch, bei denen er die Interviewpersonen dazu anregen wollte, möglichst tief in ihre Erinnerung einzutauchen. Daher fragte er sie nach einem gefährlichen Ereignis, bei dem die Interviewpersonen gedacht haben, dass sie sterben könnten. Sie erzählten mit unterschiedlichem Vokabular von ihren Erlebnissen, aber in einer typischen Abfolge. Anhand dieser Ereignisse zeichnete Labov das Model einer „voll entwickelten Erzählung“ nach, da sich bestimmte Elemente in der Erzählstruktur quer durch alle Altersstufen, Ethnien und Bildungsschichten wiederfanden (vgl. Labov 1980:287), nämlich:

- a Abstrakt: Worum handelt es sich? Warum wird die Geschichte erzählt?
- b Orientierung: Wer, wann, was, wo?
- c Handlungskomplikation: Was passiert dann?
- d Evaluation: Was soll das Ganze?
- e Resultat: Wie ging es aus?
- f Brückenschlag zur Gegenwart (Labov 1980:296)

Im Abstrakt wird manchmal schon die ganze Geschichte in der Kurzfassung wiedergegeben, bevor die Erzählung durch die Orientierung konkretisiert wird. Hier werden häufig Personen, Orte, zeitliche Angaben oder erklärende Worte zu der Situation oder der Aktivität genannt (vgl. Labov 1980:297). Sobald die Situation eingeführt wurde, kann die eigentliche Erzählung mit der Handlungskomplikation beginnen. Etwas passiert und diese Handlung kann auch nur in einem Satz beschrieben werden („ein anderer Junge warf ihm die Flasche direkt an den Kopf“). Bei der darauffolgenden Evaluation wird die Pointe, die Moral oder der Kernpunkt der Geschichte erzählt. Welche Funktion hat diese Erzählung für die_den Erzählende_n und was will damit der zuhörenden Person vermittelt werden? (vgl. Labov 1980:299). Im Resultat schließlich wird erzählt, wie die Geschichte ausging („er musste sieben Stiche bekommen“). Danach kann, muss aber nicht, ein Koda erfolgen, das unterschiedlich ausfallen kann. Die erzählende Person kann sich zu der Geschichte positionieren, kann eine Brücke zur Gegenwart schlagen (für die oben genannte Erzählung könnte das Koda etwa lauten „heute hat er eine Narbe“) oder die Geschichte beenden („das war’s“). Nicht jede Erzählung endet mit einem Koda (vgl. Labov 1980:298f.).

Schütze spricht von „vier konstitutiven kognitiven Strukturen“, die durchgeführt werden müssen, um eine „volldurchgeführte Erzählung“ (Kallmeyer/Schütze 1977:183) zu erreichen. Dazu zählt der Ereignisträger, die Ereigniskette, die Situationen und die thematische Geschichte. Der Ereignisträger erzählt die Geschichte, die Ereigniskette verdeutlicht, wie die

einzelnen Elemente innerhalb einer Geschichte (temporal) verknüpft sind, sowie welche Zugzwänge des Erzählens zum Tragen kommen (vgl. Kallmeyer/Schütze 1977:177ff.). Jede erzählende Person kann auf all ihre Erfahrungen zurückgreifen, wird aber bestimmte Situationen auswählen und nur diese mit der fragenden Person teilen. Bei der Thematik der Geschichte kommt die Erzählung zum Schluss, die Moral, die Rückschlüsse für den Ereignisträger werden gezogen (vgl. Kallmeyer/Schütze 1977:180ff.). Labov und Schütze kommen hier zu ähnlichen Ergebnissen.

2.3.4. PROZESSSTRUKTUREN NACH SCHÜTZE

Schütze gibt an, dass seine Forschungsarbeit innerhalb der Biographieforschung dem Ziel dient, „ein Prozessmodell des Lebenslaufs insgesamt zu entwickeln“ (Schütze 2016:60). Er hat vier idealtypische Prozessstrukturen des individuellen Lebensablaufs herausgearbeitet, die im Folgenden behandelt werden:

Als **institutionelle Ablaufmuster** der Lebensgeschichte werden biographische Handlungsmuster bezeichnet, die sich innerhalb eines institutionellen Rahmens abspielen und den Lebensabschnitt dadurch strukturieren (z.B. institutionelle Anforderungen einer Schule, einer Universität oder auch bei einer Familiengründung gibt es Muster, etwa die Regelungen zur Karenzzeit, die beachtet werden). Es gibt soziale Normen und gesellschaftliche Erwartungen, aber Personen können aktiv Entscheidungen über ihr individuelles Verhalten innerhalb dieses Rahmens treffen (vgl. Kleemann 2013:69f.)

Ein **biographisches Handlungsschema** bezeichnet die Phase vor einer Aktivität, in der aktiv das Leben geplant und Entscheidungen gefällt werden. Dazu zählt, eigene Entscheidungen zu treffen, Pläne zu verfolgen, etwa institutionelle Rahmenbedingungen zu umgehen (z.B. Studium/Lehre abbrechen und etwas anderes machen). Diese Pläne können umgesetzt werden oder scheitern (vgl. Kleemann 2013:70f.).

Biographische Wandlungsprozesse ermöglichen Subjekte neue Handlungsmöglichkeiten, etwa nach einer negativen Verlaufskurve. Dabei ist zu beachten, dass diese neuen Möglichkeiten nicht aktiv von dem Subjekt herbeigeführt werden, sondern oftmals von anderen Personen – und dementsprechend überraschend für das Subjekt – induziert werden. Als Beispiel nennt Kleemann einen ehemaligen Gefängnisinsassen, der das Angebot seines Sozialarbeiters annimmt und seinen Schulabschluss nachmacht (vgl. Kleemann 2013:72).

Die **Verlaufskurve** beschreibt eine Verlaufsform des Lebens, die von dem Subjekt nicht selbstbestimmt beeinflusst werden kann, sondern es wird vielmehr von „sozialstrukturellen und äußerlich-schicksalhaften Bedingungen“ (Schütze 1983:288) getrieben. Es handelt sich um eine dichte Verkettung von Ereignissen, die fremdbestimmt sind. Ob die erzählte Lebensphase einer Interviewperson eine aktiv gestaltete oder eine getriebene war, hängt davon ab, wie die erzählende Person diese Phase wahrgenommen hat und darüber erzählt, der Ausgang der Geschichte beeinflusst diese Einteilung nicht. Es gibt negative Verlaufskurven – Fallkurven – für Handlungsträger_innen, bei denen sie in ihrer Möglichkeit zu handeln stark eingeschränkt und fremdbestimmt sind. Bei positive Verlaufskurven – Steigkurven – können die Handelnden durch soziale Neupositionierungen neue Wege finden, um sich zu entwickeln und zu handeln. In einem Leben können mehrere Verlaufskurven durchlaufen werden. Schütze betont, dass Verlaufskurven besonders nützlich sind, um Leidensprozesse darzustellen, wie etwa der Verlauf einer Suchterkrankung (vgl. Schütze 2016: 60ff.). Basierend auf biographisch-narrativen Interviews mit Alkoholiker_innen hat Schütze ein Modell, das den Ablauf einer beispielhaften Verlaufskurve abbildet, entwickelt:

Das *Verlaufskurvenpotential* beschreibt den allmählichen Aufbau von Rahmenbedingungen, die dazu führen können, dass eine Verlaufskurve erlebt werden könnte. Dieses Potential baut sich durch widrige Umstände und/oder biographische Dispositionen auf und muss sich nicht zwangsläufig entfalten, sondern kann auch durch Veränderung abgewendet werden.

Das *Verlaufskurvenpotential verstärkt sich*, die Umstände werden für die betroffene Person schwieriger zu kontrollieren und führen zu einer übermächtigen Situation, in der die Person nur konditionell reagieren kann.

Der Versuch des Aufbaus eines labilen Gleichgewichts ist nach dem ersten Schock möglich, die Person arrangiert sich mit den veränderten Lebensbedingungen. Sie ist handlungsfähig und kann – abseits von den Ereignissen der Verlaufskurve – ihr Leben und ihren Alltag organisieren.

Die Person verwendet all ihre restliche Energie auf die Aufrechterhaltung des labilen Gleichgewichts und verliert dadurch die Kontrolle über andere Problemaspekte. Ein zusätzliches Belastungsereignis führt dazu, dass durch die *Destabilisierung* des Gleichgewichts die Person ihre Alltagsprobleme immer weniger beherrscht.

Der Zusammenbruch der Alltagsorganisation und der Selbstorientierung passiert, da sich immer mehr Probleme auftun und die Person sich selbst nicht mehr in dieser Situation erkennt.

Der Alltag ist nicht mehr wie bisher bewältigbar. Die Person erfährt sich als handlungsunfähig und fremd in der neuen Lebenssituation, sie lehnt sich und nahstehende Personen ab und Selbstzweifel stellen sich ein.

Versuche der theoretischen Verarbeitung der neuen Situation, inklusive Orientierungsverlust und fehlender Handlungsfähigkeit, zwingen die Person zu neuen Erklärungsversuchen, warum sich die Person in dieser handlungsunfähigen Position befindet. Die Person leidet und reagiert darauf mit z.B. Ablehnung, Anklage oder Rechtfertigungen. Diese Erklärungsversuche können durch Reflektion der Person selbst ausformuliert werden oder die Person übernimmt Erklärungen des Umfelds. Therapeut_innen können helfen zu erkennen, welche Auswirkungen die Verlaufskurve auf die aktuelle und zukünftige Lebensführung hat und so zu selbsterarbeiteten Erklärungen führen.

Verlaufskurven können beendet werden, indem die Person aus der verlaufskurvenförmigen Lebenssituation flieht, das Leben mit der Verlaufskurve systematisch neu organisiert oder wenn das Verlaufskurvenpotential eliminiert wird (vgl. Schütze 2006:215f.).

Verlaufskurven verlaufen bei jeder Person unterschiedlich, die Stadien müssen nicht zwangsläufig in dieser Reihenfolge mit allen Schritten ablaufen. Das Verlaufskurvenpotential kann sich auch nur aufbauen und dann durch eine Veränderung der Lebensumstände nicht entfalten. Es können Ereignisse passieren, die die Verlaufskurve verlangsamen oder beschleunigen, etwa wenn Suchtkranke durch Diebstahl Vertrauen zerstören und so soziale Kontakte verlieren. Wichtig ist, wie die betroffene Person ihre Handlungen wahrnehmen und reinterpreten (vgl. Schütze 2006:216).

3. DATENERHEBUNG

Dieses Kapitel beinhaltet alle Aspekte der Interviews, die nicht direkt mit der Analyse zusammenhängen. Es soll für die Leser_innen ein möglichst vollständiges Bild der äußeren Umstände gegeben werden. Daher wird erläutert, wie die Kontaktaufnahme zu den Interviewpartner_innen zu Stande gekommen ist und welche Überlegungen zu dem Sampling im Vorhinein angestellt wurden. Danach gehe ich auf meine Vorgehensweise bei den Interviews und die Interführung näher ein.

3.1. SAMPLING

Für die Ergebnisse dieser Arbeit war es entscheidend, nicht nur Einzelfälle zu dokumentieren, sondern die Interviewpartner_innen so zusammenzustellen, dass sie – im Idealfall – repräsentativ für eine Gruppe von Menschen stehen können. In den meisten Fällen ist es nicht möglich, die gesamte Population komplett zu erfassen und zu befragen bzw. ist die ganze Population den Forschenden gar nicht bekannt (vgl. Wohlrab-Sahr/Przyborski 2010:175). Für diese Masterarbeit hätte ich alle Menschen, die sich als queer und/oder LGBTIQQA* identifizieren, interviewen müssen, um mir sicher sein zu können, wirklich alle repräsentieren zu können. Da dies nicht möglich ist, habe ich mich für das Stichprobenverfahren des selektiven Samplings entschieden. Im Gegensatz zu dem theoretischen Sampling werden vorab bestimmte Überlegungen zu den Interviewpartner_innen, wie etwa Untersuchungsorte, Zeit oder Identität der Personen getroffen. Es können mehr Merkmale festgelegt werden, wie etwa Alter, Beruf, Bildungsabschlüsse oder Schichtzugehörigkeit. Diese Entscheidungen hängen von dem Vorwissen in diesem Feld und von der Forschungsfrage ab (vgl. Kelle/Kluge 2010:50f.).

Da mein Forschungsinteresse sich um die Strategien dreht, die queere Menschen anwenden, um möglichst sicher und diskriminierungsfrei zu leben, war es mir wichtig, möglichst diverse Identitätskonstruktionen abbilden zu können. Ich wollte herausfinden, ob Menschen, die über unterschiedliche Hintergründe verfügen, trotzdem ähnliche Strategien anwenden. Daher habe ich mich auch bewusst nicht nur für einen der Buchstaben in dem Akronym LGBTIQQA* entschieden.

Als ich nach Interviewpartner_innen gesucht habe, gab ich an, dass ich nach Menschen suche, die sich als LGBTIQQA* und/oder queer identifizieren. Ziel war es, ein möglichst breites Spektrum an Identitäten abbilden zu können. Ich habe die Suche nach Interviewpartner_innen räumlich eingeschränkt, da ich nur in meiner Wohnstadt Interviews geführt habe. Insgesamt habe ich zwei Probeinterviews und vier Interviews geführt. Mika identifiziert sich als trans* und non-binary, Emma identifiziert sich als queere Frau, Linda identifiziert sich als nicht-binäre/feminine Trans*frau und Uli identifiziert sich als agender und asexuell.

Weitere Einschränkungen habe ich nicht festgelegt. Obwohl ich versucht habe, das Inserat möglichst niederschwellig zu schreiben, damit sich möglichst viele Personen angesprochen fühlen, haben sich nur Menschen mit einem akademischen Bildungshintergrund gemeldet. Da ich erst im Vorgespräch bzw. erst im Interview von dem höchsten abgeschlossenen Bildungsgrad erfahren habe, konnte ich diese eindimensionale Entwicklung leider nicht

verhindern. Es wäre zweifelsohne sehr interessant und aufschlussreich gewesen, auch Interviews mit Menschen zu führen, die nicht studiert haben und sich als LGBTIQQA* und/oder als queer identifizieren.

3.2. KONTAKTAUFNAHME

Es gibt verschiedene Suchstrategien, wobei sich der Weg der Gewinnung der Interviewpartner_innen auf die Auswahl auswirkt und deshalb möchte ich kurz offenlegen, wie ich die Interviewteilnehmer_innen kontaktiert habe. Persönliche Kontakte haben mehr Nach- als Vorteile, da beide befangen sein können und Forschende keine vollständige Anonymität gewährleisten können (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2010:73).

Przyborski/Wohlrab-Sahr verweisen bei der Kontaktaufnahme per E-Mail darauf, dass transparent dargestellt werden soll, auf welche Weise man Zugang zu fremden E-Mail-Adressen erhalten hat (vgl. 2010:73). Ich habe für die Verbreitung meines Anliegen eine Vernetzungs-Mailingliste gewählt, die sich als FLIT* (Frauen*, Lesben, Inter*, Trans*) versteht. Das funktioniert so, dass sich jede_r freiwillig mit einer E-Mailadresse anmeldet und dann in regelmäßigen Abständen E-Mails zugeschickt bekommt, die andere Mitglieder über den Verteiler schicken. Es handelt sich um Informationen zu Veranstaltungen, Demonstrationen, Wohnungsgesuche, Jobinserate und Vorträgen, aber es werden so auch Friseur_innen für *People of Colour* gesucht, Dinge verschenkt oder Interviewpartner_innen gesucht. Ich bin selbst schon lange Mitglied dieser Liste und habe Ende Februar 2019 über diesen Verteiler nach Interviewpartner_innen gesucht. Dabei habe ich mich und mein Forschungsvorhaben vorgestellt und im Anhang detailliertere Informationen zu dem Ablauf und dem Inhalt von biographisch-narrativen Interviews gegeben. Dieser Interviewaufruf befindet sich im Anhang.

Insgesamt haben sich sieben Menschen bei mir gemeldet, wobei zwei sich nach der ersten E-Mail nicht mehr gemeldet haben und eine Person aus zeitlichen Gründen abgesprungen ist. Die restlichen vier Personen erklärten sich zu einem Interview mit mir bereit. Alle bis auf Linda haben sich auf das E-Mail über den E-Mail-Verteiler gemeldet.

Anzeigen und Handzettel werden von Przyborski/Wohlrab-Sahr nicht als niederschwellig eingestuft, weil es Überwindung kostet, sich auf einen Aushang zu melden (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2010:72f.). Ich habe in einer queer-feministischen Bar ein Interviewpartner_innengesuch ans schwarze Brett gehängt, woraufhin sich Linda bei mir

meldete. Zu diesem Zeitpunkt hatten sich bereits mehr als fünf Personen per E-Mail bei mir gemeldet und ich beschloss anschließend, den Aushang wieder abzuhängen, weil sich bereits genügend mögliche Interviewpartner_innen gemeldet hatten.

Ich habe allen Interviewpartner_innen ein unverbindliches Vorgespräch angeboten, um ihnen die Gelegenheit zu geben, mich vorab kennenzulernen, Fragen stellen zu können, Informationen zu dem Ablauf und den Interviews zu erhalten und dann erst eine endgültige Entscheidung über ihre Teilnahme treffen zu können. Ich habe sie auch über die Anonymisierung, den Datenschutz und die Aufzeichnung des Gesprächs informiert (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2010:75f.). Zwei meiner Interviewpartner_innen nahmen das Angebot an und wir trafen uns vorab in der queer-feministischen Bar, in der ich auch den Aushang an das schwarze Brett gehängt hatte. Dort habe ich alle meine Interviews durchgeführt, da ich den Raum tagsüber in Absprache für Interviews nutzen konnte. Alle Interviewpersonen gaben an, sich dort wohlgefühlt zu haben.

3.3. INTERVIEWFÜHRUNG UND VORGEHENSWEISE

Meine Interviewführung orientiert sich stark an Rosenthal (vgl. 1997; 2006; 2014) und beginnt mit dieser Erzählaufforderung:

Ich interessiere mich für die Biographien von Menschen, die sich als queer oder LGBTIQQA identifizieren. Diese Geschichten sind ganz unterschiedlich und daher möchte ich dich bitten, mir deine ganze Lebensgeschichte zu erzählen. Ich werde dich nicht unterbrechen und mir Notizen machen. Alles was für dich wichtig ist, ist es auch für mich. Du kannst beginnen, wo du möchtest. Bitte erzähle mir alles, was dir einfällt.

Nach dieser Aufforderung erzählt die Interviewperson bis ein Erzählkoda erfolgt („so, das war’s; mehr habe ich nicht mehr zu sagen“) und nachdem ich mich für die Erzählung bedankt habe, beginne ich mit meinen Notizen erzählinterne Fragen zu stellen. Dabei beziehe ich mich zunächst nur auf bereits Gesagtes, weil das von der Interviewperson enttabuisiert wurde. Ich gehe dabei chronologisch vor, wir beginnen also zum Beispiel mit einer Frage zum Kindergarten, weil das meine erste Notiz war. Durch diese Herangehensweise sollen erneut lange Erzählungen ausgelöst werden und die Chronologie der Ereignisse wirkt sich begünstigend darauf aus. Erst nachdem alle immanenten Fragen gestellt wurden, kann ich Fragen stellen, die wenig oder gar keinen Bezug zu dem bisher Erzählten haben. Diese Fragen können Warum-Fragen sein, ich kann auf Widersprüchlichkeiten hinweisen und Erzählungen und Beschreibungen auslösen.

Die offene Form des narrativen Interviews ermöglicht es den Interviewpersonen, möglichst frei und selbstbestimmt von ihrem Leben erzählen zu können. Ich habe mich für narrative

Interviews entschieden, weil ich den Interviewpersonen die Möglichkeit geben möchte, selbst auszuwählen, welche Passagen sie mir auf welche Art erzählen möchten (vgl. Fischer-Rosenthal/Rosenthal 1997:140).

Meine letzte Frage war, was sich meine Interviewpartner_innen von der Zukunft wünschen und/oder welche Ereignisse sie freuen würde. Damit verfolge ich einen Ansatz von Rosenthal, die es wichtig findet, jedes Interview mit einem positiven Gefühl zu beenden und zum Schluss über positive Dinge zu sprechen. Dieses Vorgehen hat für mich sehr gut funktioniert, da bei fast allen Interviewpartner_innen noch einmal neue Aspekte angesprochen wurden, wie etwa, wie sie sich ihre Zukunft vorstellen oder welche Ziele sie noch erreichen möchten. Nach dem Erzählen der ganzen Lebensgeschichte bietet dieser Abschluss die Möglichkeit, positiv aus einem Interview auszusteigen, auch wenn es währenddessen emotional herausfordernd für die erzählende Person war. Nach dem eigentlichen Interview haben sich einige der Interviewpartner_innen gewundert, dass sie so viel und so lange gesprochen haben.

Nach den Gesprächen wurden die Interviews nach den erweiterten inhaltlich-semantischen Transkriptionsregeln nach Dresing/Pehl (vgl. 2018:23ff.) verschriftlicht, die sich im Anhang befinden. Dabei war mir bewusst, dass auch die Transkription an sich schon eine Interpretation darstellt und ich habe versucht, möglichst reflektiert vorzugehen. In allen Interviews wurden alle personenbezogenen Informationen, wie etwa Namen, Studienfächer und Orte, pseudoanonymisiert. Alle Informationen, die dazu führen könnten, die Interviewpersonen wiederzuerkennen, wurden auch pseudoanonymisiert. Bei den Orten habe ich oft eine zufällige Buchstabenkombination und eine typische Endung von Wohnorten verwendet, wie etwa Beefeld, Leestetten, A-Stadt, Naahofen oder Geeburg.

Danach habe ich von jedem Interview ein Verlaufsprotokoll angelegt, also zunächst eine Zusammenfassung von einzelnen Sequenzen, in die sich die Interviews einteilen lassen. Anschließend habe ich die einzelnen Sequenzen in eine chronologische Abfolge geordnet und konnte so die biographischen Kurzporträts der Interviewteilnehmer_innen anfertigen. Anhand der Menge an Transkriptionsmaterial habe ich einzelne Kernstellen herausgearbeitet, die den Leser_innen präsentiert werden. Dabei habe ich versucht, Stellen zu verwenden, die entweder wichtig für meine Fragestellung oder für die Interviewperson selbst waren. Der Beginn eines Interviews stellt einen besonders interessanten Teil der Erzählung dar, weil sich hier die Interviewpersonen erstmals frei präsentieren können und die Interviewerin beginnt, aktiv zuzuhören und nicht mehr zu sprechen. Daher wurden auch der Interviewbeginn bei allen

Interviewpersonen interpretiert. Die so ausgewählten Kernstellen habe ich Line-by-Line analysiert, um anschließend Themengebiete zu finden, die für alle Interviewpartner_innen relevant waren, um dann mögliche Strategien sichtbar zu machen.

4. AUSWERTUNG DER INTERVIEWS

Insgesamt wurden vier Interviews und zwei Probeinterviews durchgeführt und transkribiert. Nach Sichtung der Transkripte habe ich mich dafür entschieden, drei der Interviews ausführlicher zu behandeln. Die Probeinterviews dienten der Übung in der Interviewführung und waren nicht dazu gedacht, analysiert zu werden. Das vierte Interview konnte nicht verwendet werden, weil beim ersten Treffen die Interviewperson angab, dass wir uns bereits kennen und gemeinsame Freund_innen haben und das danach geführte Interview nicht sehr ergiebig war.

Die drei Interviewpartner_innen der ausgewählten Interviews werden je in einem biographischen Kurzporträt vorgestellt und die Interviewsituation wird aus meiner Sicht beschrieben. Anschließend werden die Intervieweinstiege als Kernstellen analysiert und Mikas Interview wird zusätzlich dazu als Fallanalyse behandelt, daher werden hier mehrere Erzählsegmente analysiert. Da eine ausführliche Darstellung von allen Interviews den Rahmen dieser Arbeit sprengen würde, dient die Analyse von Mikas Interview als Beispiel für meine Vorgehensweise.

4.1. FALLANALYSE: MIKA RHOMBERGER

4.1.1. DIE INTERVIEWSITUATION

Mika hat sich auf mein Interviewgesuch per E-Mail gemeldet, wir haben am nächsten Tag telefoniert und uns direkt zwei Termine im März 2019 ausgemacht. Mika hatte am Telefon wenig Fragen, wir sprachen kurz über den Ablauf und über narrative Interviews.

Wir trafen uns an einem Ort, der für queere Veranstaltungen oder abends als Bar genutzt wird und Mika kannte ihn bereits vom Weggehen. Wir trafen uns dort tagsüber, es war ruhig und Mika gab an, sich wohlfühlen. Den zeitlichen Rahmen gab Mika vor, da Mika an diesem Tag noch eine Abgabefrist einzuhalten hatte, daher wurde ein Wecker gestellt. Dieses Interview war für mich das Erste und ich war nervös, aber Mika war ruhig und interessiert. Wir sprachen über die formalen Bedingungen des Interviews, die Tonbandaufnahme, die Anonymisierung

und meine Notizen während des Interviews. Nachdem das geklärt war, stiegen wir direkt in das Interview ein.

Bei dem ersten Interview dauerte die Haupterzählung eine Stunde und 45 Minuten, danach habe ich noch eine Frage gestellt und dann war die vereinbarte Zeit um. Bei dem zweiten Termin habe ich alle Nachfragen gestellt und wir sind alles noch einmal durchgegangen. Bei beiden Treffen war Mika konzentriert und hat über lange Strecken frei erzählt. Vor und nach dem Interview haben wir kurz geplaudert, die Treffen dauerten beide Male etwa zwei Stunden. Mika hat sich später per E-Mail für das „fein geführte“ Interview bedankt.

4.1.2. BIOGRAPHISCHES KURZPORTRÄT

Mika wird Anfang der 90er-Jahre in der mittelgroßen Stadt Beefeld als Tochter einer Unternehmer_innenfamilie geboren. Mikas Eltern besitzen ein mittelgroßes Unternehmen, das der Bruder eines Tages übernehmen wird.

Mika beschreibt sich als Kind, das sich im Kindergarten gegen Kleider und Ohrringe wehrt und die eigene Meinung dazu vertritt. Mika spielt in der Kindheit Tennis, Hockey und Basketball. Aus der Erzählung geht hervor, dass Mika mit ca. 10 Jahren aus dem Basketballteam von Teamkollegen und mit ca. 14 Jahren aus strukturellen Gründen aus dem Hockeyteam ausgeschlossen wird. In der Volksschule wollen zwei Freunde plötzlich nicht mehr mit Mika befreundet sein. Als Grund wird immer genannt, dass Mika ein Mädchen sei. Die Unterstufe absolvierte Mika an einer privaten Mädchenhauptschule, wo Mika die Schwärmereien für Jungs nicht nachvollziehen kann und lieber Fußball spielt. Vor dem Wechsel auf das Gymnasium in Beefeld wird Mika wegen des Verdachts auf Herzrhythmusstörungen in ein Krankenhaus eingeliefert, wo sich herausstellt, dass Mika das erste Mal die Periode bekommen hat. Danach beginnt Mika viel Laufsport zu machen, um mit den körperlichen Veränderungen der Pubertät besser umgehen zu können.

Im Gymnasium verliebt sich Mika in die Mitschülerin Marie und die ganze Klasse macht einen Tanzkurs. Diese Zeit beschreibt Mika als sehr *stressig*¹¹ und Mika findet den Tanzkurs aufgrund der starren, geschlechtergetrennten Regeln schrecklich. Bei der Anprobe für das Abschlussballkleid sieht Mikas Mutter, dass Mika sich selbst an den Armen verletzt hat und in

¹¹ Kursiv geschriebene Wörter heben in der nachfolgenden Arbeit direkte Zitate aus den Interviewtranskripten hervor. In der Interviewanalyse beziehen sich kursiv geschriebene Wörter auf die direkten Zitate der Kernstellenanalysen.

dem darauffolgenden Gespräch spricht Mika über die Gefühle zu Marie. Mikas Mutter holt zwar eine Salbe und zeigt Verständnis, aber fragt auch, ob das natürlich und gottgewollt sein könne. Mika geht auf Wunsch der Mutter im weißen Kleid mit langen Handschuhen zu dem Ball, obwohl Mika zu dem Zeitpunkt sonst nur schwarze Kleidung trägt.

Sport ist Mikas *Umgangsmittel*, um mit Stress und dem sich verändernden Körper umzugehen und Mika läuft während diesem Schuljahr sehr viel. Mika *kippt* in eine Magersucht und wird vier Monate nach dem Abschlussball von den Eltern in ein Krankenhaus zwangseingewiesen. Ohne Kontakt zu der Außenwelt denkt Mika über mögliche Ursachen der Krankheit nach und sieht es rückblickend als Widerstand gegen gesellschaftliche Erwartungen an Geschlecht und Sexualität. Nach dem Krankenhausaufenthalt verändert sich die Beziehung zu den Eltern positiv, da diese sich *lernbereit* zeigen und versuchen, Mika besser zu verstehen. Kurz nachdem Mika entlassen wird, werden Mika und Marie offiziell ein Paar.

Nach der Matura geht Mika allein für ein paar Wochen nach Nepal, wo Mika lernt, Essen wieder zu genießen und sich selbständig zu versorgen. Marie zieht nach A-Stadt und macht nach einem halben Jahr dort mit Mika Schluss. Mika ist gefühlt die *einzig sichtbare queere Person* in Beefeld und hat Liebeskummer. Mit 19 zieht Mika nach A-Stadt, um dort Sozial-, Geistes- und Sprachwissenschaften zu studieren und beginnt, sich ehrenamtlich bei queeren Organisationen, insbesondere in der Jugendarbeit, zu engagieren. Durch die körperliche Erholung von der Magersucht beginnt Mikas Körper sich zu verändern und Mikas Brust wächst. Mikas damalige Beziehungsperson Anna gefällt das, aber Mika *hasst* die eigene Brust und verwendet mehrere Jahre spezielle Kleidung, um diese möglichst flach zu halten. Mika beendet die Beziehung nach 3^{1/2} Jahren und wechselt nach dem Bachelorstudium auf eine andere Universität für ein sozialwissenschaftliches Masterstudium.

Durch die Jugendarbeit und die Auseinandersetzung mit dem Verhältnis zu dem eigenen Körper, reflektiert Mika die eigene Identität immer wieder und entscheidet sich dafür, keine Pronomen mehr für sich zu verwenden und outet sich bei Freund_innen als *non-binary*. Im Zuge dessen bittet Mika das Umfeld, den selbst gewählten Namen zu verwenden. Mika beendet das Masterstudium und arbeitet danach an mehreren Hochschulen in verschiedenen Ländern. Mika kommt für ein berufliches Projekt nach A-Stadt zurück und lässt eine Mastektomie¹² durchführen. Im Zusammenhang damit beschäftigt sich Mika erstmals mit dem Begriff Trans*.

¹² Als Mastektomie bezeichnet man die operative Entfernung der Brustdrüse auf einer oder beiden Seiten.

da die Krankenkasse bei einer Diagnose die Kosten für die Operation übernimmt. Mika wird bei der Entscheidung zu der Operation von Familie, Freund_innen und der aktuellen Beziehungsperson Lina unterstützt. Mika ist direkt nach dem Eingriff und heute sehr glücklich über diese Entscheidung.

Seit ca. drei Jahren identifiziert sich Mika als *non-binary* und *Trans**. Aus der Erzählung geht hervor, dass Mikas Wünsche zu Pronomen und Namen nicht von allen Menschen anerkannt werden. Trotz mehrerer Gespräche verwenden Mikas Eltern zu dem Zeitpunkt des Interviews noch feminine Pronomen und Mikas alten Namen. Mika ist bei der Hochschule Kaafelden angestellt und rechnet mit negativen Reaktionen bzw. beruflichen Nachteilen, falls Mika sich hier als *non-binary* und *Trans* outet*. Für Mika ist der alte Namen dort eine *bürokratische Hülse*. Mikas Freund_innen unterstützen Mika bei jeder Entscheidung, viele sind selbst queer und sprechen Mika mit den gewünschten Pronomen an. An allen Orten, an denen Mika mit den richtigen Pronomen und Namen angesprochen wird und Mika sich wohl und geliebt fühlt, ist Mika zu Hause und nennt diese Orte *Mika-Zonen*. Es ist Mikas Wunsch und Ziel, diese *Mika-Zonen* auszuweiten.

Aktuell denken Mika und Lina darüber nach, eine Familie zu gründen. Mika führt zu dem Zeitpunkt des Interviews selbst Interviews für ein Projekt an der Hochschule Kaafelden durch. Mika möchte in naher Zukunft eine Ausbildung beginnen, um dadurch die Qualifikation zu erlangen, Therapieangebote für queere Menschen selbst gestalten zu können.

4.1.3. DIE KERNSTELLENINTERPRETATION

Nach meiner Erzählaufforderung beginnt Mika zu erzählen. Diese Anfangssequenz ist die erste Kernstelle, die interpretiert wird:

E: okay, also irgendwie ist es schwierig, bei so nem Wandel wie nem Leben einen Startpunkt zu finden, also das ist mir so vorab eingefallen, dass ich mir überlegt habe, ich mein (...) wo möchte ich gerne beginnen, wenn ich von meinem Leben erzähle und ähm irgendwo habe ich mir dann gedacht, ja, Geburt ist so der Klassiker, aber eigentlich fängt's schon früher an, nämlich dass ich schon in einem ähm ja, in einem Zusammenhang gekommen bin, der für mich auch wesentlich mitbestimmend war, also ähm (...) ich bin das Kind und das Enkelkind von ähm ähm Familien, die, ich sage jetzt mal mehrheitsgesellschaftlich österreichisch sind, also ähm die Familie meiner Mutter ist sehr landwirtschaftlich geprägt, also so Raum Südösterreich

I: mhm

E: selbst sehr karg aufgewachsen, ähm also meine Mutter und deren Eltern auch und durchaus sehr katholisch-konservativ ähm die Familie meines Vaters ähm war aufgrund von einer Unternehmensgründung dann plötzlich sehr reich gestellt ähm allerdings auch sehr katholisch-konservativ, das vereint die beiden recht stark und ähm ich selber bin dann eben ähm als Kind von meinen Eltern geboren worden, das (...) mhm (1/47-62)¹³

Mika verwendet den Ausdruck *Wandel wie nem Leben* anstatt den Begriff „Lebenswandel“, der Fokus liegt hier mehr auf dem Wandel als auf dem Leben selbst. Beide Formulierungen bedeuten, dass dieser Wandel noch nicht abgeschlossen ist und Veränderungen zu Mikas Leben dazugehören. Mika hat schon viele Veränderungen erlebt und geht davon aus, dass dieser Prozess des *Wandels* noch nicht abgeschlossen ist.

In dieser Anfangssequenz zeigt sich, dass Mika sich im Vorhinein ganz genau überlegt hat, an welchem Punkt diese Erzählung beginnen soll. Mika möchte die eigene Geschichte nur unter selbstgewählten Bedingungen erzählen und kontrolliert die Erzählung. Die distanzierte Haltung und der Verweis auf den *Klassiker*, die Geburt als Startpunkt zu verwenden, deuten darauf hin, dass Mika bereits andere biographische Erzählungen kennt oder selbst das eigene Leben schon häufig erzählt hat. Hier wird betont, dass die Entscheidung, vor der eigenen Geburt die Erzählung zu beginnen, unkonventionell, aber für diese Geschichte notwendig ist.

Bevor Mika zu der eigenen Geschichte kommt, möchte Mika vorher die familiären Hintergründe, die Familiengeschichte und den Ort erklären, in den Mika hineingeboren wurde. Mika nennt als Grund, dass diese Gegebenheiten *wesentlich mitbestimmend* waren. Die Vorgeschichte des Wohlstands der Familie wird fast entschuldigend gleich zu Beginn erzählt und gleichzeitig betont, dass beide Elternteile nicht aus reichen Familien stammen, sondern

¹³ Mit Mika habe ich zwei Interviews geführt, hier gebe ich an, ob es sich um das erste oder zweite Interview handelt und die Zeilennummerierung in dem jeweiligen Interviewtranskript.

durch eine Unternehmensgründung *plötzlich* sehr wohlhabend wurden. Mika beschreibt die Familie als *mehrheitsgesellschaftlich österreichisch*, was darauf hindeutet, dass sie keiner marginalisierten Gruppe angehören, nicht nach Österreich emigriert sind und über gewisse Privilegien verfügen. Die Familie war schon so, bevor Mika auf die Welt gekommen ist und Mika ist sich dieser Privilegien bewusst und möchte das gleich offenlegen. Hier zeigt sich erneut die analytische Ebene der Erzählung, in der Mika bestimmen möchte, wie Informationen zu der Familie dargestellt werden sollen.

In dieser Anfangssequenz hebt Mika die eigene, verwandtschaftliche Verbindung zu den Familienmitgliedern hervor und scheint für Mika wichtig zu sein. Mika ist Teil dieser Familie und identifiziert sich stark mit der eigenen Rolle als *Kind und Enkelkind* der Eltern und Großeltern. Obwohl die Familien der Eltern über unterschiedliche Ressourcen verfügen, verbindet die Eltern die katholische Konfession sowie eine konservative Lebenseinstellung. Mika distanziert sich durch die Verwendung des Begriffspaars *katholisch-konservativ* von diesen Werten, da sie von Mika synonym verwendet werden und für Mika das Gleiche zu bedeuten scheinen.

Mika betont in dieser Sequenz mehrmals die Verwandtschaft zu dieser Familie und nicht das Verhältnis zu den genannten Personen. Es entsteht der Eindruck, dass Mika zu einer Familie *gekommen* ist, deren Lebenseinstellung bereits gefestigt war, bevor Mika geboren wurde. Mika ist zwar mit den Familienmitgliedern verwandt, kann sich aber mit deren Werte kaum identifizieren:

E: also ich war das erste Kind von meinen Eltern und alle haben sich irgendwie auf eine Enkeltochter gefreut, also ich war so / dann noch dazu halt ähm recht klein und süß und dann auch noch blond und ähm meine Mutter hatte da irgendwie auch immer den Wunsch Kinder zu kriegen und eine Familie zu haben ähm mein Vater hat die Firma meiner Großeltern übernommen und war recht viel im Unternehmen tätig und ich war so das ähm ja, das, das Kind, der private Erfolg, der jetzt halt irgendwie auch so dazugehört ähm (...) und ähm genau, ich bin dann, ich bin dann eben so als, als Tochter gelesen ähm in dieser Familie vielleicht nie so richtig ganz angekommen als ähm eben nicht Tochter, als wie sich dann später rausgestellt hat, für mich im Moment ähm als Trans-Person ähm und ähm ja (..) ähm und ähm, ja, (..) aber da komme ich dann später darauf zurück. Ich habe auch einen Bruder, der ist knapp zwei Jahre jünger als ich

I: mhm

E: und das ist schon ganz wesentlich, das ist auch derjenige, der jetzt so ein bisschen der, der Thronfolger ist, also der erfüllt halt Cis-Männlichkeit völlig aus ähm ähm ist doch einer, der halt einfach diese Stereotype recht gut erfüllt, also ähm hat was Wirtschaftliches studiert, davor die HTL gemacht ähm übernimmt jetzt die Firma meines Vaters (1/62-78)

Mika ist das erste Kind der Eltern, auf das sich die ganze Familie bereits freut. Gleichzeitig gibt es auch schon Erwartungen und Vorstellungen an dieses Kind, die als erfüllt betrachtet werden,

als Mika nach der Geburt als *süßes* Mädchen gelesen werden kann. Die Erwartungen an das erste Kind und die erste *Enkeltochter* sind eindeutig auch vom Geschlecht abhängig. Die Beschreibung des Aussehens lässt auf eine Reduktion auf das bei der Geburt zugewiesene Geschlecht schließen. So wie Mika es erzählt, klingt es nach einem Nachteil, *süß* und blond zu sein. Die Zuweisung zu einer Geschlechtsidentität geschieht unhinterfragt und Mika kann zu diesem Zeitpunkt noch nicht für sich selbst sprechen. In dieser Sequenz wird mehrmals sichtbar, dass Mika hier eine rückblickende Interpretation vornimmt, etwa wenn Mika davon spricht, damals als süße *Tochter gelesen* worden zu sein. Dabei erzählt Mika aus der Sicht der anderen Familienmitglieder und beschreibt sich selbst durch deren Augen.

Die Eltern erfüllen durch die Geburt des Kindes auch ihrerseits die Erwartungen der Umwelt. Der Vater hat zu diesem Zeitpunkt die Firma von Mikas Großvater gerade übernommen und ist beruflich stark eingespannt, während Mikas Mutter die Geburt als *privaten Erfolg* verbuchen kann. Die Einteilung von privat/öffentlich und Geschäft/Familie zeigt auch, dass die Mutter hauptsächlich für die Erziehung der Kinder verantwortlich war und Mikas Eltern die Ressourcen und Aufgaben innerhalb der Partner_innenschaft traditionell aufgeteilt haben.

Mika stellt sich zwar als Erfolg dar, aber einer der *jetzt halt irgendwie auch so dazugehört*, hier deutet Mika die eigene Rolle in der Familie an. Mika gehört zwar dazu, die Verwandtschaft belegt dies unwiderruflich, aber Mika fühlt sich nicht dazu passend. Als ein Grund für dieses fehlende Zugehörigkeitsgefühl nennt Mika die eigene Geschlechtsidentität.

Obwohl alle Familienmitglieder vermitteln, eine *Tochter* und *Enkeltochter* in Mika zu sehen, fühlt sich Mika nicht wohl mit dieser Rolle und der zugewiesenen Geschlechtsidentität. Mika fühlt sich *nie so richtig ganz angekommen* in dieser Familie, unter anderem, weil Mika nicht die Erwartungen an eine Tochter erfüllen will und/oder kann. Im Gegensatz dazu beschreibt Mika den jüngeren Bruder als *Thronfolger*, der alle Erwartungen in jeder Hinsicht erfüllt, da er ein erfolgreicher, heterosexueller Cis-Mann ist, der das Familienunternehmen bald übernehmen wird. In dieser Familiengeschichte ist Mikas Bruder derjenige, der genau die Rolle einnimmt, die man ihm seit seiner Geburt zugeschrieben hat, während Mikas Leben viele für die Familie vollkommen unbekannte Wendungen genommen hat, da Mika als queere, nicht-binäre Person nicht im Familienunternehmen tätig ist und in einer anderen Stadt lebt. Mika kann also zunächst keinen Platz in dieser Familie finden, da weder Mika noch die Familienmitglieder zu diesem Zeitpunkt wissen, wie dieser Platz, an dem sich Mika wohlfühlt, aussehen könnte.

Der Verweis, dass sich Mika *im Moment* als Trans*Person wahrnimmt, zeigt erneut, dass für Mika der Vorgang der Identitätsfindung nicht abgeschlossen ist und Mika sich in Zukunft die Möglichkeit offenlassen möchte, sich mit anderen Begriffen und Konzepten zu beschreiben.

1. Suprasegment: Kindheit, Kindergarten und Volksschule

[...] ich habe das noch extrem stark in Erinnerung, dass ich vor allem bei den Jungs gespielt habe, dass ich mich aber dort auch nie ganz angekommen gefühlt habe und halt im Endeffekt immer zwischen den beiden Gruppen hin- und hergelaufen bin. Also Kindergartenerinnerungen sind für mich extrem stark geprägt durch dieses, auf dieser großen Wiese von einer Gruppe zur nächsten herumlaufen und ich denke das ist so ein ganz guter Ausdruck dafür, wie ich mich auch selber wahrnehme (1/95-100)

Die Suche nach einem Platz in einer Gruppe beginnt zu Hause und Mika führt diese im Kindergarten fort. Dort ist die prägendste Erfahrung, dass Mika zwischen den einzelnen Gruppen hin- und herläuft und bei keiner Gruppe bleiben möchte. Im Rückblick vermutet Mika, dass Mika schon damals bewusst war, irgendwie anders als alle anderen in der Gruppe zu sein, aber nicht wusste, wie dieses Gefühl begründet werden konnte.

Hier wird Mikas analytischer Rückblick auf die eigenen Erinnerungen erneut sichtbar. Mika ordnet diese Erinnerung selbst in der eigenen Biographie ein und stellt Schlussfolgerungen an. Ein Grund, warum Mika diese Erinnerung so *extrem stark* in Erinnerung geblieben ist, könnte die heutige Identifizierung mit dem Konzept *non-binary* sein. Dieses Dazwischen-Sein wird von Mika im Rückblick als erster Anknüpfungspunkt für die zu dem Zeitpunkt aktuelle Identifizierung mit *non-binary* gesehen, denn Mika sieht sich genau zwischen den binären Vorstellungen von Geschlecht und außerhalb von eindeutig festgelegten Kategorien. In diesem Spannungsverhältnis hat Mika die notwendige Freiheit, um Identität und Begehren als sich wandelnde Kategorien leben zu können, ohne sich festlegen zu müssen/wollen.

Mika beschreibt in diesem Erzählsegment das Verhalten der anderen Kinder überhaupt nicht, es ist nicht möglich nachzuvollziehen, ob die anderen Kinder Mika einladen oder Mika bewusst ausschließen, wobei es hier so klingt, als ob Mika frei zwischen den Gruppen ohne negative Reaktionen wechseln kann. Das Nicht-Erwähnen der Interaktionen deutet darauf hin, dass Mika unabhängig davon aufgrund des eigenen Empfindens so handelt. Mika spürt von sich aus, dass es etwas gibt, das Mika davon abhält, ganz Teil einer Gruppe zu werden.

Ähnlich wie bei der Familie, wird Mika wieder Teil einer Gruppe, die bereits vor Mikas Erscheinen nach eigenen Regeln funktioniert hat. Auch hier versteht Mika nicht, warum Mika nicht voll integriertes Mitglied sein kann, aber Mika kann hier hin- und herwechseln und sich ausprobieren. Bei dieser Suche ist Mika auf sich allein gestellt und es gibt kein anderes Kind,

das so zwischen den beiden Kindergruppen steht. Während die anderen Kinder sich für eine der Gruppe entscheiden oder bei der zugewiesenen Gruppe bleiben, möchte sich Mika nicht nur für eine der beiden Gruppen entscheiden.

Im Kindergarten möchte Mika allein darüber bestimmen, welche Kleidung Mika trägt. Dabei muss sich Mika bereits vor dem Kindergarten gegen die Vorstellungen der Familie durchsetzen. Anstatt Zöpfe, Ohrringe und Samtkleider zu tragen, wie die Eltern sich das wünschen würden, lehnt Mika all das entschieden ab. Mika trägt gerne dunkle Rollkragenpullover mit Leggings. Durch die Ablehnung der Kleidungsstücke und dem Verhalten, das der Mutter gefallen hätte, hinterfragt Mika sich schon als Kind und fragt sich verstärkt, wieso Mika anders ist und ob es noch andere Menschen gibt, die sich auch so fühlen. Mika zählt mehrere Situationen auf, in denen die Eltern normierend auf Mika gewirkt haben, indem Mika vermittelt wurde, dass die Kleidung, das Verhalten oder das Verweigern von Schmuck nicht weiblich gelesen wird:

ich weiß noch, gewehrt habe ich mich sehr stark, weil meine, meine Eltern wollten beide, dass ich mir die Ohrlöcher stechen lasse und ähm (...) und da habe ich mich immer / habe ich mich voll gewehrt, weil sie dann gesagt haben (imitiert Stimme): "ja und da können wir dir irgendwas Nettes aussuchen" und eh auch viel über Vergleiche (imitiert Stimme): "schau, die Amelie, die hat auch Ohrlöcher und das schaut so süß aus und weißt eh, die Herzelchen" und ich war so: "na, also sicher nicht!" und so und ähm und auch ähm so Kommentare wie (imitiert Stimme): „ja ähm das was du da irgendwie anziehst, das ist ähm/ das schaut aus wie ein Mann“ (1/1102-1108)

Mika beginnt diese Erzählung mit der Betonung, dass Mika sich noch gut daran erinnert, sich stark gegen die Eltern gewehrt zu haben. Das bedeutet, es war nötig, sich stark zu wehren, da sich ansonsten die Eltern mit ihrem Wunsch durchgesetzt hätten. Mika imitiert bei der direkten Nacherzählung des Dialogs eine der Stimmen, aber es wird nicht klar, welche. Die Eltern werden in der Erzählung als Einheit dargestellt, die beide über Mikas Aussehen dasselbe denken.

Mika steht auf der einen Seite und die Eltern gemeinsam auf der anderen Seite, wobei die Eltern hier zu zweit versuchen, ein Kind zu überreden, etwas an dem Aussehen zu verändern. Die Eltern formulieren deutlich, welches Aussehen sie sich von Mika wünschen. Diesen Wunsch tragen sie im Laufe von Mikas Kindheit immer wieder an Mika heran und Mika lehnt jedes Mal ab. Dabei gibt es einen klar formulierten Wunsch bezüglich des Aussehens, den andere Kinder erfüllen und Mika nicht. Die Eltern fordern eine Veränderung, die nicht wieder rückgängig gemacht werden kann, weil Ohrlöcher nie wieder vollständig zuwachsen können.

Als Grund für diesen Wunsch geben sie an, dass Mika dann mit netten Ohrringen *süß* aussehen würde. Sie vergleichen dabei Mika mit anderen Kindern, die Ohrringe tragen und weisen dadurch Mika darauf hin, dass Mika anders aussieht als die anderen Kinder. Die Eltern machen

auch deutlich, dass Mika Anerkennung und Lob für ein verändertes Aussehen erhalten würde. Mika lehnt das Stechen von Ohrlöchern trotzdem strikt ab und es ist Mika wichtig, die eigene Meinung durchsetzen zu können.

Erst klingt der Wunsch so, als ob die Eltern es einfach nett fänden, wenn Mika Ohrlöcher hätte, weil Mika dann süße Ohringe tragen könnte. In der letzten Zeile wird deutlich, dass der Wunsch nach Veränderung mit der zugewiesenen Geschlechtsidentität von Mika zusammenhängt. Ohne Ohringe ist Mika nicht eindeutig als Mädchen lesbar, da Mika noch ein Kind ist und am liebsten Leggings und schwarze Rollkragenpullover trägt. Die Eltern möchten, dass Mika nicht wie ein *Mann* aussieht, sondern wie ein kleines, süßes Mädchen und damit Mika leichter als dieses Mädchen zu erkennen ist, möchten sie, dass Mika sich Ohrlöcher stechen lässt und Mika lehnt das stark ab.

In diesem Erzählsegment wird deutlich, dass die Eltern Mikas Aussehen den eigenen Vorstellungen anpassen möchten. Einerseits wollen sie das Tragen von Schmuck erstrebenswert aussehen lassen, indem sie darauf hinweisen, dass Mika dann süß aussehen würde und andererseits werten sie die Kleidung von Mika ab, indem sie sagen, dass diese männlich aussieht. Gesellschaftliche Normen über Geschlechterrollen zeigen sich hier daran, dass die Eltern auf Mikas Weigerung, sich Ohrlöcher stechen zu lassen, negativ reagieren.

Besonders die Mutter wird von Mika als eine Person beschrieben, die die Normen der Gesellschaft als Vermittlerin an Mika heranträgt und das Aussehen und Verhalten von Mika kommentiert. Für Mika ist es schmerzhaft, nicht diesen Erwartungen entsprechen zu können und Mika beginnt an sich zu zweifeln. Zusätzlich zu der Kritik bezüglich des Aussehens erlebt Mika in der Volksschule erste Ausschlüsse aufgrund der zugewiesenen Geschlechtsidentität:

ich mochte das ganz gerne und dann wollten wir irgendwann einmal in der Woche uns am Nachmittag treffen und, und in den Wald gehen und irgendwas ähm ich weiß nicht, da rumkraxeln und irgendwelche Geheimgänge finden oder so und ähm dann hat mir eben einer von den beiden, ich glaub der Jakob war's, aber ist eh wurscht, welcher Name ähm hat dann eben gemeint, ja und ich kann halt nicht mitgehen, weil sie wollen halt nicht, dass ich dabei bin und eben auch irgendwie so, weil ich halt ein Mädchen bin (2/374-379).

Zwei Freunde aus der Schule verabreden sich mit Mika zum Spielen im Wald, wie sie das schon öfters getan haben. Alle drei sind gut befreundet und leben in der Nähe von dem Wald. Dort klettern sie häufig herum und verbringen, ohne eine anwesende Aufsichtsperson, gemeinsam Zeit. Die drei Kinder können sich im Wald selbst Regeln und Gesetze für ihre Spiele ausdenken, wie etwa wo *Geheimgänge* sind.

An dem Tag geht Mika davon aus, dass sie alle gemeinsam spielen würden, aber Jakob und der andere Junge lehnen das mit der Begründung, dass Mika ein Mädchen wäre, ab. Ohne Vorwarnung oder andere Anzeichen, dass etwas nicht stimmen könnte, erfährt Mika, dass die Freunde nicht mehr mit Mika spielen möchten. Sie bilden hier eine Einheit, die Mika nur noch diese Entscheidung verkündet, um dann zu zweit in den Wald zu gehen. Daher ist Mika in der Nacherzählung auch egal, welcher der Jungen das gesagt hat.

Diese Erklärung für die Zurückweisung ist besonders schmerzhaft für Mika, weil Mika nichts daran verändern kann, dass andere Menschen Mika als Mädchen lesen. Den Jungen erscheint der Grund legitim, obwohl sie bis dahin nie ein Problem hatten, mit Mika befreundet zu sein. Es ist unklar, warum die Jungen sich plötzlich daran stören, dass Mika kein Junge ist, denn für die Spiele und Gespräche hätte Mikas Geschlechtsidentität keinen Unterschied machen müssen. Die zwei Jungen entscheiden sich dafür, dass es einen Unterschied macht und dass sie darum nicht mehr mit Mika spielen möchten. Für Mika ist diese emotionale Zurückweisung der besten Freunde überraschend und schmerzhaft.

2. Suprasegment: Schulzeit und Pubertät

Die Schulzeit an einer privaten Hauptschule für Mädchen verläuft ruhig und Mika fühlt sich dort wohl. Mika bemerkt aber, dass die Klassenkolleginnen viel über deren Sexualität sprechen, während Mika allein über sich nachdenkt. An diesem Übergang zwischen Hauptschule und Gymnasium beginnen sich die Rahmenbedingungen für eine Verlaufskurve¹⁴ zu entwickeln. Den Beginn der Oberstufe beschreibt Mika als „der wahnsinnige soziale Stress“ (1/ 246) und auch als Beginn der Pubertät.

¹⁴ In den folgenden Überlegungen zu Verlaufskurven beziehe ich mich auf: Schütze, Fritz (2006): Verlaufskurven des Erleidens als Forschungsgegenstand der interpretativen Soziologie. In: Krüger, Heinz-Hermann (Hrsg.): Handbuch erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 205-237.

In dieser Zeit wird Mika mit dem Verdacht auf Herzrhythmusstörungen in ein Krankenhaus eingeliefert:

E: wenn du deine Tage zum ersten Mal kriegst, denkst dir so: "okay, what the fuck, was passiert da jetzt eigentlich mit mir?" (lachend)

I: mhm

E: und was heißt das jetzt und jetzt beginnt sich irgendwie auch der Körper zu verändern und ähm das in irgendwelchen Ausmaßen, zu viel, zu wenig, ähm (...) zu alles Mögliche ähm aber für mich war es so, dass ich mir gedacht habe, ah, das passiert jetzt auch mit mir, also (...) ich soll jetzt zu (...) ner Frau (gedehnt) werden? Und was heißt das jetzt? Und ähm und passt das jetzt auch für mich oder nicht? Und es passt gerade irgendwie so gar nicht und ja (...) und ähm (...) genau, da war ich eben im Krankenhaus und ähm das / ich weiß gar nicht, da war ich vielleicht einmal über Nacht und ähm (5 Sek) ja, bin dann (...) dort auch so behandelt worden, dass, dass das EKG und alles Mögliche passt, also dass ich irgendwie keine (...) keine Herzfehler habe und ähm und halt jetzt einfach meine Tage gekriegt und ähm ich kann mich nicht erinnern (gedehnt) so ganz (gedehnt) aber (...) es war halt irgendwo so auch vom medizinischen Personal so (...) ja, quasi, ich brauch mich nicht so aufregen, es sind ja nur die Tage und ähm das war halt für mich so, okay ja danke, ich gehe jetzt nach Hause und werde alleine damit fertig (lachend) (1/275-290)

In dieser Erzählung kommen Vertrauenspersonen, wie etwa die Eltern, überhaupt nicht vor, was bedeutet, dass sie entweder nicht dabei sind oder Mika ihre Anwesenheit nicht als wichtig einstuft. Mika ist oder fühlt sich ganz allein gelassen mit einem Körper, der sich gegen Mikas Willen verändert. Im Krankenhaus bekommt Mika das erste Mal die Periode und fühlt sich belächelt. Das Erlebnis ist schlimm und Mika muss allein damit umgehen, weil das medizinische Personal Mika vermittelt, dass dieses Erlebnis ganz normal sei und Mika übertreibt. Mika muss sich ab diesem Zeitpunkt mit dem sich verändernden, pubertären Körper beschäftigen und Mika wird bewusst, dass dieser nicht vollständig kontrolliert werden kann. Das Verlaufskurvenpotential verstärkt sich, da Mika hier nur auf den Kontrollverlust über den Körper und den damit verbundenen ungeplanten Krankenhausaufenthalt reagieren kann. Mehrere fremdbestimmte Dinge passieren und Mika muss sich neu orientieren.

Durch dieses Erlebnis setzt sich Mika mit anderen offenen Fragen auseinander, die bis zu diesem Zeitpunkt nicht drängend waren, etwa, ob Mika sich überhaupt als Frau identifiziert und ob diese körperlichen Veränderungen erwünscht sind. Mika wird klar, dass diese Veränderung erst der Anfang der Pubertät ist und Mika sich weder für einen weiblich gelesenen Körper noch für die damit verbundene Geschlechterrolle bereit fühlt. Obwohl anzunehmen ist, dass Mika über die Periode aufgeklärt ist, wird Mika vollkommen davon überrascht, dass der Körper, den Mika nicht als weiblich wahrnimmt, sich dennoch und ohne Mikas Zustimmung so verhält. Mika wird hier deutlich gezeigt, dass Mika sich in einem medizinischen System befindet, in dem Mikas Körper entsprechend den sekundären Geschlechtsmerkmalen behandelt wird und – wenn überhaupt – erst danach Mikas Vorstellungen und Gefühle zählen.

Die Erkenntnis, dass mit dem pubertierenden Körper gesellschaftliche Vorstellungen verbunden sind, erlebt Mika schmerzhaft. Mika kann die körperliche Reaktion auf die erste Periode nicht einordnen und ist gezwungen, sich medizinische Hilfe zu suchen. Für das Krankenhauspersonal zählen nur messbare Werte, wie EKG und Blutdruck, und da diese im Normalbereich liegen, sehen sie keinen Grund, auf die von Mika beschriebenen Symptome näher einzugehen oder diese ernst zu nehmen. Für Mika ist dieser Moment entscheidend, denn bei diesem Krankenhausaufenthalt werden mehrere gesellschaftliche Erwartungen an Mika herangetragen und Mika muss sich damit auseinandersetzen. Einerseits wird erwartet, dass Mika sich mit dem sich verändernden Körper allein auseinandersetzt und keine Hilfe dabei verlangt und andererseits wird Mika deutlich vermittelt, dass Mikas Empfinden weniger wert ist als die Messwerte, die an dem Körper durchgeführt werden, auf den Mika keinen Einfluss hat.

Nach diesem Erlebnis im Krankenhaus, wechselt Mika auf eine neue Schule und versucht sich mit den Auswirkungen des Verlaufskurvenpotentials zu arrangieren. Nach einem anfänglichen Schockzustand möchte Mika den Alltag neu und selbst gestalten. Auf der neuen Schule findet Mika Freund_innen und wird Klassensprecher*. Mika geht in dieser Zeit oft mit Mitschüler_innen am Wochenende weg und es gefällt Mika Teil dieser Gruppe zu sein. Dieses neue Lebensarrangement ist labil, da das dominante Verlaufskurvenpotential nach wie vor wirkt. Mika spricht nach wie vor nicht über Sexualität und/oder Identität und kann so die Gründe für das Verlaufskurvenpotential nicht bearbeiten oder unter Kontrolle bringen. Bei der Aufrechterhaltung des labilen Gleichgewichts der Alltagsbewältigung spielt Sport eine sehr große Rolle und als Mika den geliebten Hockeysport aufgeben muss, weil Mika zu alt für die gemischte Gruppe ist, muss sich Mika eine neue Tätigkeit suchen, mit der Mika das labile Gleichgewicht aufrecht erhalten kann:

[...] das heißt, ich habe dann den Sport, den ich sehr gerne gemacht habe, aufgegeben ähm und bin / habe dann ne Zeit lang einfach selber Sport gemacht, im Sinne von vielleicht ein paar Mal Fußballspielen und ähm vor allem Laufen gehen und das Laufen gehen ist für mich so ein Umgang geworden, also so diese körperlichen Veränderungen auch zu verarbeiten und ähm (...) ja, ganz gut war's nie dadurch, aber es war zumindest so ein okayer, jetzt kann ich mich auspowern und ähm geht dann besser (1/395-400)

In der vierten Klasse Volksschule wurde Mika aufgrund der zugewiesenen Geschlechtsidentität aus dem Basketball-Team ausgeschlossen und Hockey ist die zweite Sportart, die Mika unfreiwillig beenden muss. Als Mika mit dem Laufsport beginnt, entscheidet sich Mika gegen eine Sportart, bei der Mika von Teamkamerad_innen oder aus strukturellen Gründen ausgeschlossen werden könnte. Sport bietet Mika eine Möglichkeit, mit dem nicht-normativen

Begehren und den *körperlichen Veränderungen* umzugehen, ohne darüber sprechen zu müssen. Mika ist zu diesem Zeitpunkt sehr verliebt in die Mitschülerin Marie. Obwohl Mika sich wohl in der Klasse fühlt und Freund_innen hat, spricht Mika mit keiner Person über die Gefühle zu Marie.

Seit dem Zeitpunkt, als Mika die Periode bekam, macht Mika viel Sport. Mika war schon als Kind sportlich, aber nun ist die Motivation die, dass Mika dann besser damit umgehen kann, dass sich der Körper verändert und Mika das kaum beeinflussen kann. Mika kann den Körper aber durch Sport und Ernährung so formen, dass dieser androgyner und schwerer als Frau lesbar bleibt. Mika weiß nicht, ob Mika bereit dafür ist, dass der Körper sich zu einem weiblich gelesenen Körper entwickelt. Sport ist eine Möglichkeit, mit diesen Gefühlen umzugehen und um sich mehr Zeit zu verschaffen.

Mika erkennt im Rückblick, dass Sport geholfen hat, die Gefühle des Kontrollverlusts über den eigenen Körper zu verarbeiten, indem Mika den eigenen Körper durch Sport an die eigenen (Schmerz-)Grenzen bringt, aber auch, dass dieser *Umgang* damit begrenzt wirksam ist. Das Gefühl, das Mika im Sport sucht, ist die Verausgabung, das *Auspowern*, um nicht mehr über Belastendes nachdenken zu müssen, sondern nur noch den Körper zu spüren.

Mika verwendet immer mehr Energie darauf, den Alltag zu bewältigen, ohne das Verlaufskurvenpotential zu verstärken. Dazu gehört auch, dass Mika Teil der Jugendkultur Emo¹⁵ wird. In dieser Szene findet Mika das erste Mal eine Gruppe, die durch ähnliche Kleidung und Musik ein Zugehörigkeitsgefühl vermittelt, das Mika in anderen Gruppen vergeblich gesucht hat. Für Mika ist Teil dieser Gruppe zu sein, "ein Gefühlsventil" (2/785), um allen zu zeigen, dass es Mika nicht gut geht und wie unzufrieden Mika ist. Mika nennt es eine Möglichkeit, um „einfach herumzuschreien und herumzuzeigen, dass ich alles scheiße finde“ (2/791-792). Gleichzeitig ist die Emo-Szene ein Ort, an dem Mika sich aufgehoben und akzeptiert fühlt und sich nicht verstellen muss. Sie fahren zusammen zu Konzerten in A-Stadt. Mit einem Freund, der ebenfalls Emo ist, kann Mika später über die Gefühle zu Marie sprechen.

Zu derselben Zeit absolviert Mika aufgrund des institutionellen Ablaufmusters der Schule einen Tanzkurs über mehrere Wochen, um dann in der letzten Klasse auf einem Abschlussball zu

¹⁵ Während der 2000er-Jahre wurde diese Jugendkultur in Österreich bekannt, sie zeichnet sich vor allem dadurch aus, dass ihre Mitglieder kritisch über gängige Normen und Werte der Mehrheitsgesellschaft nachdenken und kapitalismuskritisch sind (vgl. Großegger 2013:13). Diese Einstellung zeigen sie durch eindeutiges Styling, bei dem die Haare und der Nagellack meist schwarz sind, die Augen dunkel geschminkt sind und dunkle Kleidung getragen wird (vgl. Großegger 2013:2).

tanzen. Die Teilnahme am Tanzkurs ist freiwillig, aber Mika will sich nicht selbst durch Verzicht aus dem neuen Freund_innenkreis ausschließen.

du musst den Schritt lernen, weil du, weil du irgendwie ne Frau bist und den Schritt, weil du ein Mann bist und das habe ich halt alles mitgemacht und ähm und ich hab mir dann auch ein, ein Kleid gekauft zum Eintanzen, ein weißes, so, so buhu die Unschuld und das Debüt der Weiblichkeit und so weiter und ähm (...) meine Mutter war halt irgendwie so auf dem / das hat ihr total gefallen, weil ich halt irgendwie ähm total hübsch ausgesehen habe und so weiter und ich hab halt das versteckt, also ich hab mich am Unterarm geritzt, ich habe das eben versteckt, dass ich das mache (1/340-345)

Dieser Tanzkurs bedeutet für Mika sehr viel Stress, weil zum einen der ganze Tanzkurs auf einer binären Geschlechterordnung basiert und zum anderen ständig Ausschlusssituationen, etwa durch Herrenwahl, hergestellt werden. Darüber hinaus wird Mika bei jedem Tanzschritt daran erinnert, dass Mika von anderen als Frau gelesen wird und aufgrund der zugewiesenen Geschlechtsidentität bestimmte Tanzschritte lernen soll. Beim *Eintanzen* lernen alle Debütant_innen einen choreographierten Tanz, bei dem sich alle synchron bewegen und alle Frauen ein weißes Kleid tragen, während alle Männer dunkle Anzüge tragen. Dieser Tanz wird als Programmpunkt auf einem Ball präsentiert und es ist wichtig, sich gleichzeitig mit allen anderen zu bewegen, um möglichst nicht aufzufallen.

Während dem Tanzkurs fällt es Mika immer schwerer, das labile Gleichgewicht der Alltagsbewältigung aufrecht zu erhalten, da Mika nach wie vor nicht über die Gefühle zu Marie sprechen kann und der Versuch sich den vergeschlechtlichen Normen des Tanzkurses anzupassen, Mikas Stress verstärken. Mika erzählt, während dieser Zeit zu leiden und viel zu laufen, schließlich beginnt Mika „aus Wut oder Verzweiflung“ (2/934) sich selbst an den Unterarmen zu verletzen. Dieser Lebensabschnitt während dem Tanzkurs ist geprägt von unterdrückten Gefühlen und Schmerzen, die Mika sich selbst durch übermäßigen Sport oder physische Verletzungen zufügt.

Bei der Anprobe für das weiße Abschlussballkleid fällt der Mutter auf, dass Mika sich selbst verletzt hat und stellt Mika zur Rede. In dem darauffolgenden Gespräch outet sich Mika gegenüber den Eltern und erklärt die Selbstverletzung damit, dass Mika mit niemandem über die Gefühle zu Marie sprechen konnte. Die Mutter ist zwar verständnisvoll und holt eine Salbe, aber fragt auch, ob es „natürlich und gottgegeben“ (2/302) sein kann, dass zwei Frauen zusammen sind. Nach diesem Gespräch verletzt Mika sich nie wieder selbst und geht zu dem Abschlussball mit langen weißen Handschuhen.

Hier kann Mika die Wirksamkeit der Verlaufskurve durch ein offenes Gespräch mit den Eltern soweit hinauszögern, dass Mika zu dem Abschlussball gehen und sich wie von der Umwelt

erwartet verhalten kann. Das labile Gleichgewicht der Alltagsbewältigung wird trotzdem entstabilisiert, da die ständig wachsenden Anforderungen, die an Mika in Bezug auf Geschlecht und Sexualität gestellt werden, Mika spüren lassen, dass Mika diese nicht erfüllen kann und/oder will.

Mika ist als Emo bereit, ein weißes Kleid zu dem Abschlussball anzuziehen. Obwohl Mika sich darin überhaupt nicht wohl fühlt, möchte Mika die Erwartungen der Mutter und der Freund_innen erfüllen, um dazuzugehören. Für Mika symbolisiert dieses Kleid und das damit einhergehende Ritual des Eintanzens bei dem Abschlussball ein *Debüt der Weiblichkeit*, für das sich Mika nicht bereit fühlt. Die Mutter versteht nicht, wie viel Überwindung es Mika kostet, sich so *hübsch* anzuziehen und die eigenen Wünsche zu unterdrücken. Die schwarze Emo-Kleidung ist für Mika eine Möglichkeit, den Schmerz darüber, sich anders zu fühlen, auszudrücken. Das weiße Kleid ist das Gegenteil davon. Der Mutter scheint wichtiger zu sein, dass Mika weiblich gelesen werden kann und sich der vorgegebenen Kleiderordnung anpasst.

Nach Mikas Outing verhält sich die Mutter gegenüber Mika so, als ob Begehren eine Entscheidung wäre, die durch Willenskraft veränderbar ist. Die Mutter macht sich Sorgen um Mikas Zukunft, da sie sich nicht vorstellen kann, wie nicht-normative Menschen langfristig glücklich werden können. Mika hinterfragt das eigene Verhalten und Begehren immer mehr und zweifelt an sich und an einer glücklichen Zukunft für sich.

Von außen werden Erwartungen durch Aussagen der Mutter und des Bekanntenkreises an Mika herangetragen. Mika verliert durch den Sport Gewicht und als Reaktion erfährt Mika Komplimente, Wertschätzung und wirkt attraktiver auf andere Menschen. Das will Mika überhaupt nicht erreichen, da sich Mika nun nicht nur mit dem eigenen Begehren auseinandersetzen muss, sondern auch damit, dass Mika für Menschen begehrenswerter und sexuell attraktiver zu sein scheint. Sogar Freunde, denen Mika vertraut und bei denen sich Mika wohl gefühlt hat, fragen nach einem Date.

Es erfordert viel Kraft, um nach außen hin zu funktionieren und das labile Gleichgewicht der Alltagsbewältigung aufrecht zu erhalten. In der Folge läuft Mika immer mehr und beginnt, den eigenen Körper stärker zu kontrollieren, indem Mika zusätzlich immer weniger isst.

Die Überfokussierung auf die Aufrechterhaltung der Alltagsbewältigung führt dazu, dass Mika langsam die Kontrolle über das eigene Verhalten verliert:

und ich bin dann in ne Magersucht reingekippt, also ich bin (5 Sek) also ich, ich bin / hab dann angefangen weniger zu essen bis hin zu gar nichts mehr zu essen und ähm das war so in nem halben Jahr dass ich fast, ich weiß nicht, 20, 25 Kilo runtergerattert hab und ähm bin dann in so eine Schleife gekommen, von/ ich schaff es irgendwie nicht zuzunehmen und ähm bin dann eben mit 17 ins Krankenhaus (1/ 400-404)

Nach dem Kontrollverlust über den eigenen Körper durch das Einsetzen der Periode erlangt Mika zunächst durch Sport wieder mehr Kontrolle, aber diese Bewältigungsstrategie kippt in dem Moment, als Mika die Kontrolle an die Magersucht verliert. An diesem Punkt bricht die Kompetenz zur Alltagsbewältigung zusammen. Es ist für Mika nicht mehr möglich selbstbestimmt zu handeln. Mika verliert sehr schnell viel Gewicht und kann nichts dagegen unternehmen. Mika befindet sich in einer *Schleife*, aus der sich Mika nicht mehr allein befreien kann.

Für Mika ist der strenge Verzicht auf Nahrung und die Körperzüchtigung ein Beweis dafür, dass Mika mit dem eigenen Körper machen kann, was immer Mika möchte und verwendet dessen Veränderung, um auszudrücken, dass Mika sich traurig und ausgeschlossen fühlt. Mit all den zur Verfügung stehenden Mitteln möchte Mika der Umwelt vermitteln, dass es Mika überhaupt nicht gut geht mit den vorherrschenden Normen zu Körper, Geschlecht und Begehren und keinen Platz in dieser Gesellschaft findet. Obwohl Mika diese Magersucht im späteren Verlauf als Möglichkeit des Widerstands darstellt, ist Magersucht eine ernstzunehmende Erkrankung, an der Mika hätte sterben können.

Mikas Umfeld versteht die Gewichtsabnahme zunächst nicht als Zeichen dafür, dass es Mika nicht gut geht, sondern viele machen Mika dafür Komplimente. Schließlich informieren sich Mikas Eltern zu dem Thema Magersucht und entscheiden, dass Mika in ein Krankenhaus, in die psychiatrische Abteilung für essgestörte und magersüchtige Kinder- und Jugendliche, eingewiesen wird. Mika stellt die Magersucht als etwas dar, dass Mika aus Versehen passiert ist, weil die Strategien, um mit diesem Stress umzugehen, sich als gesundheitsschädlich herausgestellt haben. Aus der Erzählung geht hervor, dass Mika zu diesem Zeitpunkt noch 35 kg wiegt. Vor diesem Krankenhausaufenthalt müssen die Eltern Mika zwingen zu essen und beobachten Mika genau, da sie gelesen haben, dass in dieser Zeit erhöhte Suizidgefahr besteht.

Als Mika stationär und ohne Kontakt zur Außenwelt auf der psychiatrischen Abteilung im Krankenhaus ist, denkt Mika darüber nach, wie es zu dieser Magersucht kommen konnte. Mika beginnt, den Kontrollverlust und Zusammenbruch der Alltagsbewältigung theoretisch zu

verarbeiten, indem Mika das bisherige Verhalten und mögliche Gründe dafür reflektiert. Mika ist für sechs Wochen komplett handlungsunfähig und wird von dem medizinischen Personal gezwungen, zu essen und keinen Sport zu machen. Mika liegt nachts wach und kommt zu eigenen Erklärungen des Leidensprozesses und was diese Magersucht für die eigene Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft bedeutet. Dabei wird Mika durch Therapie und Gespräche mit Ärzt_innen unterstützt.

Aus der Erzählung geht hervor, dass Magersucht von Mika nicht als eine Entscheidung dargestellt wird, sondern als Reaktion auf das Unverständnis der Umgebung, die Mikas Protest gegen die mehrheitsgesellschaftlich akzeptierten Normen in Bezug auf Geschlecht und Begehren, nicht verstanden hat. Mika möchte laut eigener Aussage nicht bestimmten Schönheitsidealen entsprechen, sondern zeigen, dass Mika nicht das Gefühl hat, einen passenden Platz in der Gesellschaft finden zu können.

Freund_innen und nahestehende Personen haben Mika vermittelt, dass Mika als (dünne) Frau in der Gruppe willkommen wäre, aber Mika weiß, dass Mika nur als passend empfunden wird, weil die Umwelt Mika als heterosexuelle Frau liest. Auf dieser Annahme basiert aber das Angebot, Teil der Gruppe zu werden. Zu diesem Zeitpunkt hat Mika noch nicht die nötigen Werkzeuge in Form von Wissen über non-binary Identitäten oder Trans*Menschen, um sich in diesem Kontext zu verorten, aber Mika spürt, dass es *„eine Leerstelle, um mich auch völlig (..) ähm zugehörig zu meinen Freundinnen zu spüren“* (1/208-209) gibt. Mika sieht die Magersucht als Protest, als Ablehnung des angebotenen Platzes, um darauf aufmerksam zu machen, dass Mika sich anders, unverstanden und unglücklich fühlt und diesen Platz nicht ausfüllen kann.

Während der Behandlung der Magersucht formuliert Mika deutlich, dass Mika in Marie verliebt ist und sich nicht als Frau fühlt. Trotzdem wird von den Ärzt_innen nie vermutet, dass Mika Trans* sein könnte oder non-binary, sondern sie gehen davon aus, dass Mika aus Angst vor Sex mit Männern den Körper möglichst rein und kindlich halten möchte. Aus Sicht der Betreuenden ist das Ziel der Therapie, dass Mika ein besseres Gefühl für den eigenen, weiblich gelesenen Körper bekommen solle. Damit befindet sich Mika erneut in einer medizinischen Situation, in der nicht auf die eigenen Bedürfnisse, Wünsche oder artikulierten Gefühle eingegangen wird, sondern sich das medizinische Personal auf normierende Parameter bezieht, die sie kennen. Das bedeutet, dass sie Mika als heterosexuelle Frau wahrnehmen und ohne diese Einschätzung je in Frage zu stellen oder Mikas Einwände zu beachten, auch so behandeln.

Im Krankenhaus kommt es schließlich zu einem Wendepunkt im Umgang mit sich selbst und dem eigenen Körper, weil Mika erkennt, dass sich Mika wahrscheinlich irgendwann umbringen würde, wenn Mika die Krankheit nicht überwinden kann. Grund dafür ist, dass Mika sich keine glückliche Zukunft vorstellen kann, in der Mika immer wieder wegen der Magersucht ins Krankenhaus kommen muss. Selbstmord wäre laut Schütze der letzte, verzweifelte Versuch gewesen, sich aus der Wirkungsmacht der Verlaufskurve zu befreien (vgl. Schütze 2006:220f.). Mika entscheidet sich stattdessen bewusst dafür, gegen die Krankheit zu kämpfen und zuzunehmen, obwohl das sehr viel Überwindung und Kraft erfordert. Mika wird nach sechs Wochen entlassen.

3. Suprasegment: Matura, Auslandsaufenthalt und Beginn des Studiums in A-Stadt

Nach Mikas Aufenthalt im Krankenhaus bemühen die Eltern sich um eine gute Beziehung zu Mika: der Vater unternimmt mit Mika viele Ausflüge mit dem Old-Timer und beide hören Mika zu und versuchen zu verstehen. Mika erzählt, dass es ein wichtiges Gespräch für die Beziehung zwischen Mika und der Mutter gab, als Mika ihr erzählt hat, dass Mika sich mit der aktuellen Beziehungsperson Lina vorstellen kann, Kinder zu haben. Bei dem ersten Outing wurde Mika noch gefragt, ob dieses Begehren natürlich sein könne und bei diesem Gespräch erkundigt sich die Mutter, ob es im Labor möglich sei, nur aus zwei weiblichen Zellen ein Baby zu zeugen. Anhand dieser Frage ist deutlich sichtbar, dass sich die Mutter viele Gedanken gemacht hat und in den vergangenen Jahren lernbereit war. Mika freut diese Entwicklung.

Der Vater bemüht sich, Mikas Lebensentscheidungen zu verstehen. Mika erklärt sich dieses veränderte Verhalten in Bezug auf Mikas Identität und Sexualität dadurch, dass die Eltern die Magersucht als Weckruf oder Alarmsignal erkannt und gleichzeitig gesehen haben, dass ihr bisheriges Verhalten gegenüber Mikas Begehren und Identität nicht funktioniert hat und Mika dadurch fast gestorben wäre.

Die theoretische Verarbeitung der Verlaufskurve und die anschließende Bearbeitung durch eine offenere Beziehung zu den Eltern helfen Mika dabei, sich aus der fremdbestimmten Situation der Verlaufskurve und der daraus resultierenden Magersucht, zu befreien. Wenige Monate nach dem Krankenhausaufenthalt werden Marie und Mika ein Paar und beide outen sich in der Klasse. Nach der Matura geht Mika für sechs Wochen nach Nepal, wo Mika ganz auf sich gestellt ist und niemanden kennt. Hier lernt Mika Essen wieder zu genießen und den eigenen Körper zu spüren.

Mika hat sich zu diesem Zeitpunkt einen Platz in der Familie und in dem Freund_innenkreis geschaffen, an dem Mika sich wohler fühlt. Außerdem hat Mika einen Umgang mit dem Körper gefunden, der nicht mehr gesundheitsgefährdend ist. Diese Neuorganisation des Verlaufskurvenpotentials ermöglicht es Mika, sich zu einem Teil davon zu befreien. Nach dem Auslandsaufenthalt kommt Mika zurück, Marie zieht nach A-Stadt und macht nach einem halben Jahr mit Mika Schluss. Mika entscheidet sich ein paar Monate später zu einem Umzug nach A-Stadt, um dort zu studieren. Während dem Studium ist der Umgang und die Identifizierung mit dem eigenen Körper nach wie vor ein Thema, da Mikas Körper sich nach der Magersucht wieder zu verändern beginnt. Während dem Studium lernt Mika Anna kennen und die beiden werden ein Paar:

wo ich mit Anna zusammengekommen bin, da war ich noch sehr, sehr dünn und dann mit ihr zusammen war (...) und da hatte ich dann (...) ganz, ganz schlimme Erfahrungen, dass zum Beispiel ähm meine Brüste sind gewachsen und ich war halt, ich hatte wirklich, ich hatte (...) ich find der Begriff trifft, obwohl er pathologisiert ist, aber ich hatte Dysphoria, also mir gings echt schlecht, hoher Leidensdruck, ich hab meine Brüste gehasst und ich hab mich überhaupt nicht wohl gefühlt damit und Anna fand sie einfach nur geil, also ich war halt dann so: "okay, na mir gehts überhaupt nicht gut damit", und sie war so: "ja, was, was, was willst du eigentlich? Sie sind so super!", und ich (...) ich hab mich damit auch schrecklich alleine gefühlt (1/629-637)

Die körperlichen Veränderungen, die Mika zunächst durch Sport und später zusätzlich durch Nahrungsverzicht kontrollieren bzw. hinauszögern konnte, setzen nach der Magersucht wieder ein.

Dieses Mal kann Mika nicht aufhalten, dass die Brust wächst und Mika leidet stark darunter. Mika verwendet hier den medizinisch/psychologischen Fachterminus *Dysphoria*, um das tiefempfundene Leid und den Schmerz auszudrücken, die daraus resultieren, dass Mika sich nicht mit dem bei der Geburt zugewiesenen Körper identifizieren kann¹⁶.

Mika spricht von Leidensdruck, also dem Leid, das entsteht, wenn von außen Druck auf jemanden ausgeübt wird. Während der Beziehung mit Anna setzen diese körperlichen Veränderungen ein und Mika muss sich erneut damit auseinandersetzen, dass der Körper als weiblicher Körper gelesen wird und auf andere Menschen attraktiv wirkt, obwohl Mika sich

¹⁶ Der Begriff *Dysphoria* bezieht sich auf die Diagnose *gender dysphoria* (dt. Genderdysphorie). In der Medizin bezeichnet dieser Begriff eine psychologische bzw. medizinische Diagnose, die Menschen erhalten, die sich über einen langen Zeitraum nicht dem bei der Geburt zugewiesenen Geschlecht zugehörig empfinden. Hauptkriterium ist ein starkes Bedürfnis, eine andere Geschlechtsidentität haben zu wollen und eine deutliche Abneigung gegenüber dem eigenen Körper. Wichtig für diese Diagnose ist auch, dass die Menschen über einen längeren Zeitraum unter diesem Zustand leiden und/oder dadurch deutliche Einschränkungen in ihrem Alltag erleben (vgl. Stangl:2020). Dieser Definition ist hinzuzufügen, dass Trans* Menschen sich nicht zwingend als psychisch krank sehen und die Diagnose einer psychischen Erkrankung als pathologisierend und unnötig empfunden werden kann.

damit nicht wohlfühlt. Mikas Hass auf bestimmte Stellen des eigenen Körpers und der hohe Leidensdruck finden bei Anna kein Verständnis, da sie Mikas gewachsene Brust anziehend findet und das Problem nicht nachempfinden kann. In diesem Erzählsegment betont Mika durch die Nacherzählung des Dialogs und die sonst nicht verwendete, vulgäre Wortwahl (*sie fand sie einfach nur geil*), dass Annas Reaktion für Mika unverständlich bleibt.

Zusätzlich zu Mikas eigenen Gefühlen zu dem Körper muss sich Mika noch mit dem Begehren von Anna und den damit einhergehenden gesellschaftlichen Erwartungen an weiblich gelesene Körper auseinandersetzen. Anna bietet Mika hier keine Unterstützung, sondern fordert eher noch ein, dass Mika sich mit dem eigenen Körper arrangieren und das Unwohlsein ignorieren soll. Mika ist mit diesen Gefühlen dem eigenen Körper gegenüber allein, da die Beziehungsperson, mit der Mika gemeinsam ein Leben führt, überhaupt nicht nachvollziehen kann, warum Mika sich nicht wohlfühlt. Mehrere Jahre bindet Mika die Brust mit sehr engen Bindern¹⁷ oder engen Sport-BHs ab, um eine möglichst flache Brust zu haben. Dadurch hat Mika häufig Rückenschmerzen. Mika beendet die Beziehung nach 3^{1/2} Jahren und wechselt nach dem Bachelorstudium auf eine private Universität für ein Masterstudium in der Sozialwissenschaft.

4. Suprasegment: Studienabschluss und Entscheidung zur Mastektomie

Das institutionelle Ablaufmuster des Bachelor- und anschließenden Masterstudiums erhält in der Erzählung von Mika wenig Bedeutung und dient eher als Rahmenhandlung. Mika überlegt sich während dem Studium genau, welche Informationen über das eigene Leben mit den Eltern geteilt werden können: *wenn ich zu sehr ich bin, vielleicht ist das dann zu viel* (1/1193). Mika vergleicht die eigenen Erfahrungen während des Studiums mit denen des Bruders und betont, dass er nie Angst haben musste, dass er keine Unterstützung – finanzieller oder emotionaler Natur – mehr bekommen würde, weil die Eltern seine Geschlechtsidentität und/oder Sexualität ablehnen könnten.

Während dem Masterstudium lernt Mika Lina, die bis heute aktuelle Beziehungsperson, kennen. Während der ehrenamtlichen Arbeit mit queeren Jugendlichen, setzt sich Mika mit offenen Fragen zu der eigenen Identität auseinander. Zu Beginn der Beziehung outet sich Mika gegenüber Freund_innen und der Familie als non-binary und bittet darum, mit dem Namen

¹⁷ Binder (englisch ausgesprochen) sind Kleidungsstücke, die dazu dienen, die Brust möglichst flach zu halten. Das können einfache elastische Binden, Kompressionsshirts oder speziell für diesen Zweck hergestellte Binder sein, die am angenehmsten zu tragen sind, weil sie weder verrutschen können noch die Atmung behindern (vgl. TransX 2019). Häufig werden die allerersten Binder, etwa aus einer Strumpfhose, selbst hergestellt.

Mika und ohne Pronomen angesprochen zu werden, weil Mika sich mit beidem nicht wohl fühlt. Aus der Erzählung geht hervor, dass Mikas Wünsche zu Pronomen und Namen nicht von allen Menschen anerkannt werden. Trotz mehrerer Gespräche verwenden Mikas Eltern zu dem Zeitpunkt des Interviews noch feminine Pronomen und Mikas alten Namen.

An Orten, an denen Mika wie gewünscht angesprochen wird, fühlt sich Mika zu Hause und nennt diese Orte „Mika-Zonen“. Der Begriff der Zone zeigt, dass längst nicht alle Orte und alle Menschen in der Umgebung bereit dazu sind, Mika das Gefühl zu geben, dass Mikas Wünsche respektiert werden. Erneut fordert Mika Veränderung aktiv ein, um endgültig einen Platz in den Gruppen zu finden, die aus Menschen bestehen, denen Mika bereits vertraut. Mika-Zonen werden von Mika als Orte beschrieben, an denen sich Mika angekommen fühlt:

alle Leute, die mich Mika nennen, sind für mich so meine family und mein, mein Zuhause und da bin / da ist alles gefüllt an Leerstelle, wo ich mich früher mal so einsam gefühlt habe, so dieses, ja irgendwie (...) die Freundinnen, Freunde aus der Volksschule, die haben irgendwas mehr, was ich nicht habe und deswegen bin ich alleine, das habe ich jetzt gar nicht mehr und das ist, und das ist irgendwie so, so Mika oder non-binary Zone (1/906-910)

Mika hat von der Schulzeit erzählt, dass Mika im Umgang mit Freund_innen immer irgendwo eine Leerstelle gefühlt hat, weil Mika ein anderes Begehren und eine andere Identität hatte als diese Freund_innen. Mika hat deshalb auch mehrere Ausschlüsse und Vertrauensbrüche erlebt. Mit Mitte Zwanzig findet Mika zum einen passende Bezeichnungen und damit einhergehende Konzepte von Begehren und Geschlechtsidentität und zum anderen die Gewissheit, dass Mika sich damit identifizieren möchte. Dieses Wissen kann Mika nun mit Freund_innen teilen, ohne dass diese Mika dafür ausschließen, sondern dazu verwenden, dass Mika sich wohlfühlt. Dadurch schließt sich diese Leerstelle, weil die Mika-Zonen es ermöglichen, dass Freund_innen durch die richtige Verwendung des Namens und der Pronomen Mika ein Gefühl der Sicherheit geben und Mika vollkommen akzeptieren. Hier wird Mika endlich ein Platz angeboten, den Mika gerne annimmt. Mikas Ziel ist es, diese Mika-Zonen noch auszuweiten, da es nach wie vor wichtige Bereiche im Leben gibt, an denen Mika mit dem alten Namen angesprochen wird.

Nach mehreren Jahren, in denen Mika die Brust abgebunden und gehasst hat, entscheidet sich Mika für eine Mastektomie. Im Zusammenhang mit der Recherche für diese OP hört Mika das erste Mal von dem Begriff Trans*, weil mit einer Trans*Diagnose die Kosten dafür abgedeckt werden. Mika identifiziert sich heute als non-binary und Trans*. Von dem Entschluss bis zur Operation vergehen neun Monate und Mika erhält Unterstützung aus dem Umfeld, besonders von Freund_innen:

Da [im Krankenhaus] hatte ich dann dieses rosa Tag und meinen alten Namen halt auf meinem Bett stehen und ähm ähm friends von mir haben dann ähm was ziemlich lustiges gemacht und haben dann eben diesen rosa Tag genommen und haben dann eine, diese blaue Desinfektionsmittelflasche dazu gehängt, dass ich zumindest die Trans-Flagge auf meinem (lacht) auf meinem Bett irgendwie hatte, so als Symbol, das war, das war ne recht coole ähm ne recht coole Sache ähm aber (gedehnt) ich bin dann, ich bin dann jeden Tag geweckt worden ähm (...) mit: "Frau Rhomberger, ihr Frühstück ist da" (1/963-969)

Mika ist für eine Mastektomie nach einer Trans*Diagnose im Krankenhaus und wird jeden Tag daran erinnert, dass das Umfeld Mika nach wie vor als Frau liest und lesen möchte. Die Freund_innen wollen Mika aufheitern und sich über das System lustig machen, das nur zwischen rosa und hellblau unterscheiden und einordnen kann. Dafür verwenden sie eine kleine symbolische Geste, um zu zeigen, dass Mikas bei der Geburt zugewiesene Geschlecht nur für die Bürokratie einer institutionellen Einrichtung wichtig ist und sie Mika als Trans* und non-binary lesen. Die Trans*-Flagge besteht aus einem horizontalen, weißen Streifen in der Mitte, umgeben von zwei rosafarbenen Streifen, die wiederum von zwei hellblauen Streifen eingerahmt werden.

Trotz der Unterstützung der Freund_innen erlebt Mika Diskriminierung in Form von fehlender Sensibilität bzw. dem völligen Übergehen von Mikas Wünschen in Bezug auf die Anrede. Obwohl in dem Krankenhaus regelmäßig Mastektomien und andere Operationen im Zusammenhang mit Trans*Personen stattfinden, beherrschen die binären Geschlechterkategorien die medizinische Einrichtung und reichen von dem rosa gekennzeichneten Schild bis zu dem Verhalten des Personals. Jede Person in diesen farblich markierten Betten wird konstant an das Geschlecht und den Namen erinnert, die eigentlich abgelegt werden. In diesem Erzählsegment wird auch deutlich, wie festgefahrene strukturelle Bedingungen sind und wie wenig auf die einzelne Person in diesem Krankenhaus eingegangen wird. Jeden Morgen wird Mika noch vor dem Frühstück daran erinnert, wie andere Menschen Mika sehen – ungeachtet der Bemühungen, diesen Eindruck zu verändern.

Mikas Gefühl nach dem Eingriff und der Heilungszeit verdeutlicht, dass das für Mika die richtige Entscheidung war, denn Mika beschreibt das Gefühl danach so: *[...] als ich das erste Mal auf meiner Haut nur Baumwolle gespürt [habe], habe ich mich gefühlt wie ein neugeborenes Baby“* (1/ 874-875).

Mika vergleicht die Mastektomie mit einer Neugeburt, da Mika sich noch einmal neu mit dem eigenen Körper auseinandersetzen kann. Jahrelang hat Mika enge Binder getragen, die Rückenschmerzen verursacht haben und es schwierig gemacht haben, die negativen Gefühle gegenüber der Brust zu vergessen. Nun kann Mika das erste Mal den eigenen Körper auf eine

positive Art spüren und genießen, wie wenig Kleidung Mika im Vergleich zu früher tragen kann, um sich wohlfühlen.

Nach der Entscheidung, eine Mastektomie durchführen zu lassen, erlebt Mika auch andere diskriminierende Situationen, wie etwa bei dem Vorgespräch mit dem Chirurgen, der Mika operiert hat, oder bei der Nachsorge, als Mika vor dem ganzen Wartezimmer als Person mit nicht-binärem Geschlecht geoutet wird. Der Entschluss, den eigenen Körper den eigenen Vorstellungen anzupassen, wird von gesellschaftlichen/medizinischen Instanzen durch völlig fehlende Sensibilität erschwert.

Die Ursachen für das Verlaufskurvenpotential wurden zu diesem Zeitpunkt fast vollständig eliminiert, da Mika durch viele Gespräche mit Familienmitgliedern, Freund_innen und nahestehenden Personen immer mehr Mika-Zonen einfordert und erhält. Den Körper hat Mika durch die Durchführung einer Mastektomie und der Einnahme von Hormonen den eigenen Vorstellungen angepasst und Mika ist damit sehr zufrieden. Mika spürt nicht länger den Umstand, dass sich Mika nicht mit dem bei der Geburt zugewiesenen Geschlecht identifizieren konnte bzw. kein heteronormatives Begehren hat, sondern hat sich aktiv dafür eingesetzt, dass sich Mikas Körper sowie das soziale Umfeld verändert. Die Wirksamkeit der ursprünglichen Verlaufskurve spürt Mika hauptsächlich dann, wenn unbekannte Menschen Mika darauf hinweisen, wie bei der Nachsorgeuntersuchung.

Mika war das ganze Leben auf der Suche nach Orten und Menschen, an/mit denen sich Mika wohl fühlen konnte. Da keine vorhanden waren, schuf Mika sich diese selbst bzw. veränderte aktiv Gruppendynamiken, um einen Platz zu finden. Aktuell gibt es drei Orte, an denen Mika jeweils drei unterschiedliche Rollen einnimmt bzw. von Mika erwartet werden. Bei dem aktuellen Arbeitsplatz ist Mika bis zu dem Zeitpunkt des Interviews nicht geoutet, da Mika mit negativen Konsequenzen rechnet. In Beefeld lebt Mikas Familie, die von Mikas Identität und Begehren wissen und größtenteils versuchen, ihr Verhalten Mikas Wünsche anzupassen. In A-Stadt leben Mikas Freund_innen, dort fühlt sich Mika zu Hause und plant mit der Beziehungsperson Lina eine eigene Familie zu gründen.

Analytische Abstraktion:

Seit der Kindheit ist Mika auf der Suche nach einem Platz in der Gesellschaft, mit dem Mika sich wohl fühlt und der von anderen Menschen gleichermaßen anerkannt wird. Die Suche danach gestaltet sich schmerzhaft. Mika möchte herausfinden, warum sich Mika mit dem

zugewiesenen Geschlecht und dem damit einhergehenden Platz in der Gesellschaft, unwohl fühlt. In Beefeld gibt es keine andere Person, die ähnliche Fragen an Begehren und Identität stellt. Mika findet zunächst keine Antworten und ist unglücklich mit dem Körper und den Erwartungen, die damit verknüpft sind. Um damit umzugehen, dass der Körper sich durch die Pubertät unkontrolliert verändert, macht Mika viel Sport.

Während der Jugendzeit kann Mika das Verlaufskurvenpotential verringern, indem Mika nach vielen Jahren die Gefühle für Marie offen zeigen kann und dieser Teil der Identität von nahestehenden Personen akzeptiert wird. Hier entscheidet sich Mika nach der Entdeckung der selbstzugefügten Verletzungen, auf die Eltern aktiv zuzugehen und mit ihnen Informationen zu teilen, um in Zukunft einen etwas besser passenden Platz in der Familie finden zu können. Mika zeigt die Bereitschaft, Zeit und Kraft in Veränderungen zu investieren, damit sich die Erwartungen an Mika ändern. In der Schule war Mika vor dem Outing bereits gut integriert, danach ändert sich nichts an den Freund_innenschaften. Mika etabliert damit einen zweiten Ort, an dem sich Mika wohlfühlen kann und Mika akzeptiert wird.

In der Beziehung zu dem eigenen Körper geht aus der Erzählung hervor, dass Mika sich bis vor wenigen Jahren damit nicht wohl gefühlt hat und so keinen Platz darin finden konnte. Während der zwei Krankenhausaufenthalte vermittelt das medizinische Personal Mika mehrmals, dass durch Medizin und Biologie über Mikas Körper und Begehren klare Vorstellungen existieren, die Strukturen schaffen, in denen Mika funktionieren soll. Beide Male soll Mika „passender“ gemacht werden, um die vorherrschenden Bilder von heterosexueller Weiblichkeit zu erfüllen. Mika lehnt das ab und fühlt sich von dem medizinischen Personal missverstanden. Anna gibt Mika das Gefühl, Mika solle sich doch mit dem Körper abfinden, da sie diesen schön findet – ungeachtet dessen, was Mika ihr über die eigene Einstellung dazu erzählt.

Anderen Meinungen zu dem eigenen Körper zum Trotz und unabhängig von gesellschaftlichen Erwartungen an Weiblichkeit, entscheidet sich Mika für eine Mastektomie. Diese Entscheidung basiert nur auf den eigenen Gefühlen und Überlegungen und im Nachhinein ist Mika sehr glücklich damit. Hier wird deutlich, dass Mika dem Verlaufskurvenpotential nur entfliehen kann, wenn Mika das tut, was sich für Mika richtig anfühlt und nicht versucht, die Erwartungen anderer zu erfüllen.

Durch das Nicht-Erfüllen der gesellschaftlichen Normen an Identität und Begehren wird Mika bereits während der Schulzeit gezwungen, ein individuelles Handlungsmuster zu entwickeln

und zu wissen, wie bestehende Strukturen so verändert werden können, dass Mika einen Platz finden kann.

Das zeigt sich auch daran, dass Mika sich während der Erzählung kaum an institutionellen Ablaufmustern orientiert hat, sondern an dem eigenen Weg, der dazu geführt hat, dass Mika heute größtenteils in Mika-Zonen lebt. Dennoch gibt es zwei wichtige Orte, an denen Mika noch nicht mit dem Namen und den Pronomen angesprochen wird, die sich Mika wünscht. In der Arbeit ist Mika aus Gründen des Selbstschutzes nicht geoutet. Mikas Eltern wissen zwar alles, die Mutter war Mika nach der Mastektomie im Krankenhaus besuchen, aber sie verwenden nach wie vor den alten Namen und weibliche Pronomen. Die Mika-Zonen stellen den Platz dar, den Mika das ganze Leben gesucht hat – sowohl Mika als auch die umgebenden Menschen wissen über Mikas Identität und Begehren Bescheid und gehen damit offen um. Mika fühlt sich dort wohl, akzeptiert und zu Hause. Es werden Bedürfnisse erfüllt, die Mika die meiste Zeit des Lebens nicht formulieren konnte, da Mika weder das nötige Wissen noch die Worte dafür hatte, um Mikas Wünsche die Identität betreffend anderen Menschen zu vermitteln. Vor wenigen Jahren konnte Mika diese Leerstelle füllen und möchte nun das Wissen darüber mit möglichst vielen Menschen teilen, damit Mika sich an möglichst vielen Orten aufgehoben fühlen und die Mika-Zonen zu einer einzigen Mika-Zone ausweiten kann.

4.2. KURZPORTRÄT: LINDA MÜLLER

4.2.1. DIE INTERVIEWSITUATION

Linda hat sich auf meinen Aushang in der queeren Bar, in der alle Interviews stattgefunden haben, per E-Mail gemeldet. Sie kannte den Ort sehr gut und gab an, dass sie manchmal an der Bar aushilft oder dort selbst weggeht. Wir haben uns zu einem ca. einstündigen Vorgespräch getroffen, wobei Linda großes Interesse an meiner Person und der Masterarbeit selbst zeigte und viele Fragen dazu stellte. Wir besprachen die formalen Bedingungen für das Interview, über die Anonymisierung und die Tonbandaufnahme. Linda gab an, dass ich auch ihren nicht anonymisierten Namen verwenden könne, was ich aber ablehnte und das Pseudonym Linda vorschlug, mit dem sie einverstanden war. Sie zeigte mir ihren Führerschein, auf dem ich sie nicht wiedererkannte, da sie auf dem Foto einen Vollbart trug. Bei der Unterzeichnung der Einverständniserklärung fragte Linda, ob sie ihren *Dead Name* angeben solle, da sie die

offizielle Namens- und Personenstandsänderung¹⁸ zu diesem Zeitpunkt noch nicht beantragt hatte. Ich bat sie den Namen zu wählen, den sie als passend empfand und sie unterschrieb mit „Linda Müller“. Wir haben uns zwei Interviewtermine Anfang Mai 2019 ausgemacht.

Das Interview fand in denselben Räumlichkeiten statt. Linda kam ein bisschen zu spät, sie entschuldigte sich mehrmals. Sie wollte direkt in das Interview einsteigen und wie bei dem Vorgespräch redete sie relativ schnell und schien aufgeregt zu sein. Während dem Interview schien sie immer ruhiger zu werden. Das Treffen dauerte etwa drei Stunden und fand abends statt, da wir beide tagsüber gearbeitet hatten.

Linda erzählte nach meiner Eingangsfrage 25 Minuten frei, wobei sie nicht einer chronologischen Struktur folgte, sondern häufig zwischen Zeiten, Orten und Personen hin- und herwechselte. Das Gespräch dauerte etwa zwei Stunden, wobei wir einmal eine Pause gemacht haben, weil es ihr bei der Erzählung einer schwierigen Phase in ihrem Leben schwerfiel weiterzusprechen. Ich tat mein Bestes, ihr zu vermitteln, dass alles in Ordnung sei und wir gerne eine Pause machen können. Durch meine Nachfragen habe ich versucht, das Gesprochene zeitlich einzuordnen und mehr Erzählungen zu generieren, was mir teilweise gelang. Ich hatte das Gefühl, dass Linda froh über Fragen war, weil sie sehr gerne und offen erzählte, aber sich schwer damit tat, bei einem Thema oder einem Erzählstrang zu bleiben. Ich kannte manche Ausdrücke oder Bezeichnungen nicht, wobei Linda das erkannte und sie für mich erklärte. Nach dem Interview stellte mir Linda Fragen zu mir und meiner Person.

4.2.2. BIOGRAPHISCHES KURZPORTRÄT

Linda wird Mitte der 80er- Jahre geboren und lebt bis Mitte 20 in der mittelgroßen Stadt Leestetten in A-Land. Die Großeltern, Lindas Mutter und Ziehvater wohnen zusammen in einem Mehrfamilienhaus. Linda beschreibt, dass *nach außen hin* die Familiensituation *gut* aussah, da der Ziehvater Direktor der Berufsschule ist und die Mutter ein bekanntes Café führt. Laut Linda leben sie eine *lieblose* und *unglückliche* Ehe, hauptsächlich weil er starker Alkoholiker, und wie sich viel später herausstellt, gar nicht der biologische Vater von Linda ist.

¹⁸ In Österreich kann die Personenstandsänderung seit 1983 in jedem Standesamt beantragt werden. Das juristische Geschlecht wird im Zentralen Personenstandsregister entsprechend der Identität geändert, um offiziell (z.B. von Behörden, in Ausweisdokumenten, bei Versicherungen) im gelebten Geschlecht anerkannt zu werden. Sollte der gewünschte Name nicht dem bei der Geburt zugewiesenen Geschlecht entsprechen, muss vor der Namensänderung der Personenstandseintrag dahingehend geändert werden (vgl. TransX 2020). Der Verfassungsgerichtshof hat 2018 aufgrund einer Beschwerde über die ausschließlich binären Optionen (männlich/weiblich) festgelegt, dass der geschlechtsneutrale Eintrag „divers“ auch erlaubt ist (vgl. VfGH 2018).

Aus der Erzählung geht hervor, dass es seit der Kindheit zwei große *Stressfaktoren* in Lindas Leben gibt: Trans* zu sein und eine Funktionsstörung im Verdauungstrakt, die dazu führt, dass Linda manchmal schnell die Toilette aufsuchen muss. Die Mutter spielt in Lindas Kindheit eine große Rolle, da sie sich stark auf Linda konzentriert. Als Kind wird Linda von der Mutter zu Sport gezwungen, aber Linda interessiert sich mehr für Computer. Es ist in der Schule bekannt, dass Lindas Vater Alkoholiker ist und er blamiert dadurch Linda mehrmals vor gleichaltrigen Kindern. Linda gibt an, seit der Kindheit immer wieder *Selbstmordgedanken* gehabt zu haben.

Die Familie wird von Linda als *konservativ, trans- und homofeindlich* beschrieben und sie nennt dafür rückblickend viele Beispiele, etwa die negativen Kommentare über schwule Männer des Großvaters oder abfällige Kommentare der Mutter über die Trans*Frau, die neben ihnen eingezogen ist. Linda spricht von einer *internalisierten Homo- und Transfeindlichkeit*, die negative Einstellung der anderen Menschen haben sich so stark in Lindas Selbstverständnis eingebrannt, dass sie laut eigener Aussage große Probleme damit hatte, die eigenen nicht-normativen Gefühle zu Sexualität oder Identität zuzulassen und später auszudrücken. Entsprechend schwierig war es für Linda, mit ihren Gedanken zu der eigenen Trans*-Identität umzugehen.

In der Schule beschreibt Linda die eigene Rolle als eher außen vor und dass Linda als *heterosexueller, etwas nerdiger* Mann gelesen wird. Mit 16 Jahren absolviert Linda ein Praktikum in einem Computergeschäft und lernt dort zum ersten Mal eine Trans*Frau kennen, mit der Linda über die eigenen Trans*Gedanken sprechen möchte, aber dieses Gespräch ergibt sich zu Lindas Bedauern nicht. Alle anderen Personen, denen sich Linda anvertrauen könnte, sind entweder abwertend gegenüber Homosexualität bzw. Trans*Identität oder werden von Lindas Umfeld negativ gesehen. Es gibt sonst keine Personen, die sich im LGBTIQQA* Spektrum befinden und/oder mit denen Linda sich austauschen könnte. Linda ist zwar bewusst, dass Linda sich nicht als männlich identifiziert, aber aus *Angst* vor den negativen Reaktionen der Umwelt, trägt Linda männliche Kleidung in dunklen Farben und lässt sich einen Vollbart wachsen, um *möglichst männlich* zu wirken.

Anfang 20 erlebt Linda eine stark depressive Phase mit Suizidgedanken, nachdem Linda in der Nähe von Leestetten angefangen hat, Informatik zu studieren. Während dem Studium *verschaut* sich Linda in einen Cis-Mann, erzählt es niemandem und kann damit schwer umgehen, da die Menschen im Umfeld nach wie vor zu *homophob* erscheinen, um mit ihnen darüber sprechen zu können. Es dauert zwei, drei Jahre, bis Linda durch die erste Beziehung und den Aufbau

eines Freund_innenkreises sich selbst wertschätzen lernt und das Selbstwertgefühl steigt. Das Wissen, *geliebt* zu werden, hilft ihr sehr dabei. Trotzdem hat Linda Angst davor, dass sie Freund_innen verlieren könnte, wenn diese von den Trans*Gedanken erfahren würden. Linda fürchtet sich so sehr davor, dass Linda in öffentlichen Verkehrsmitteln versucht, nicht daran zu denken, aus Angst, dass man diese Gedanken sehen könnte.

Mit 24 Jahren erfährt Linda, dass ihr Ziehvater nicht ihr leiblicher Vater ist und Lindas Mutter nach 10 kinderlosen Ehejahren stattdessen von Lindas früherem Judo- und Musiklehrer schwanger wurde. Linda sagt rückblickend dazu, dass sich ihre Mutter *ein Kind hat machen lassen*. Der leibliche Vater möchte keinen Kontakt zu ihr, nachdem Linda erfahren hat, dass er ihr Vater ist. Grund dafür ist, dass er mit einer anderen Frau Kinder, die nichts von einer Halbschwester wussten, hatte und seine Frau sich davor fürchtete, dass Linda als leibliches Kind *Ansprüche* stellen könnte. Im selben Jahr beginnt Linda eine Beziehung mit Natascha. Im Lauf der Beziehung kritisiert sie Lindas Art zu gehen, zu streiten und ihr Verhalten als *schwach* und *nicht männlich*. Obwohl Natascha weiß, dass Linda sich pornografische Filme mit Trans*Darsteller_innen ansieht, sprechen Linda und Natascha nie über Lindas Trans*Identität oder Pansexualität. Linda möchte in B-Stadt in B-Land studieren, aber um näher bei Natascha zu sein, studiert sie in Roothal und pendelt.

Nach insgesamt 3^{1/2} Jahren beendet Natascha die Beziehung und danach hat Linda Angst, dass sie nie wieder eine Beziehung führen wird. Kurze Zeit später lernt Linda Melanie kennen, die selbst queer ist und Linda bei ihrer Selbstfindung unterstützt. Während dieser kurzen Beziehung outet sich Linda gegenüber Melanie und gemeinsam entscheiden sie sich für den neuen Namen „Linda“. Linda beendet das Bachelorstudium nach ca. sieben Jahren.

Linda beginnt mit 27 Jahren engen Freund_innen von ihren Trans*Gedanken zu erzählen, wobei sie einem alten Freund aus Leestetten zuerst davon erzählt, weil sie weiß, dass er *keineswegs homofeindlich eingestellt* ist. Ein Jahr später versucht sie das erste Mal mit ihrer Mutter darüber zu sprechen, die *abwertend* reagiert und Linda nicht *ernst nimmt*. Innerhalb von zwei Jahren outet sich Linda mehrmals bei ihrer Mutter, die Linda fragt, warum sie ihr das antue und was sie falsch gemacht habe. Erst als Linda beginnt, Hormone einzunehmen, nimmt sie Linda ernster, möchte aber bis heute nicht, dass die restliche Familie oder ihr nahestehende Personen in Leestetten von Lindas Trans*Identität erfahren.

Mit 29 Jahren zieht Linda nach B-Stadt und hat viele Dates, bei denen es ihr laut eigener Aussage zum einen darum ging, die vorherige Zeit ohne Sex zu *kompensieren* und zum anderen

darum, Anerkennung und Komplimente zu erhalten. Im Winter wird Linda gekündigt und fällt im darauffolgenden Februar durch ihre Master-Abschlussprüfung. Linda sagt, dass ihre depressiven Phasen auch mit ihrer Einstellung zu ihrem Gesicht zusammenhängen, da sie dieses als zu männlich empfindet und stark darunter leidet. Im Frühling beginnt Linda mit einer Laserepilation, um den Bart langfristig zu entfernen und mit der Hormoneinnahme. Nach der Exmatrikulation erlebt sie eine zweite, stark depressive Phase mit Suizidgedanken und Linda beschreibt diesen Abschnitt ihres Lebens als *Tiefpunkt*. Im Sommer findet Linda wieder einen Job, in der EDV-Abteilung einer öffentlichen Bildungseinrichtung, den sie bis heute hat.

Drei Jahre nach dem Umzug nach B-Stadt, outet sich Linda in ihrer Firma als Trans*Frau und erhält positive Reaktionen von ihren Mitarbeiter_innen. Linda hat sich seit ihrem Outing in B-Stadt innerhalb von ca. fünf Jahren ein Leben aufgebaut, in dem sie einen *queeren* Freund_innenkreis hat, geoutet am Arbeitsplatz ist, sich in einer langjährigen, *glücklichen* Beziehung befindet und kontinuierlich an sich und ihrem Körper arbeitet, um Lindas Vorstellungen von sich zu verwirklichen. Linda identifiziert sich als nicht-binäre/feminine Trans*Frau und als pansexuell. Zum Zeitpunkt des Interviews ist Linda Anfang 30 und sagt, dass ihr die Geschwindigkeit der *Transition* manchmal zu langsam geht. Als Beispiel nennt sie, dass sie *erst* eine Woche vor dem Interview das erste Mal bei einer Party auf der Frauentoilette war. Sie sagt, dass sie die Änderung des Namens- und Personenstandeintrags und mehrere chirurgische Eingriffe, wie etwa eine Adamsapfelreduktion, in naher Zukunft durchführen lassen möchte. Auf die Frage, was sie sich für die Zukunft wünscht, antwortet Linda, dass sie mit *weniger Angst durch das Leben gehen möchte* und sich dafür auch die Gesellschaft ändern müsste. Sie betont, dass gesellschaftliche Akzeptanz entscheidend mit dem Gewaltrisiko für Trans*Personen, insbesondere nicht-weiße Trans*Personen, zusammenhängt. Ihr *größter Wunsch* wäre es, dass sich genau das ändert. Linda wird eines Tages ein Haus mit Café in A-Land erben, das sie dann als queeren Veranstaltungs- und Community Raum nutzen lassen möchte.

4.2.3. KERNSTELLENINTERPRETATION

E: Natürlich, passt. Okay. Gut. Also, ich bin Anfang 30, ich bin die Li/ also ich bin die Linda, bin ähm also Jahrgang 88. Ich komm ursprünglich aus Leestetten, [Bundesland in A-Land] (...) und lebe jetzt drei Jahre in B-Stadt, und ich bin ähm queer, pansexuell und eine nicht-binäre Transfrau ähm also ich bin in ähm in gut bürgerlichen Verhältnissen aufgewachsen, in Leestetten, als Einzelkind (...) und ähm und hab mich erst mit 27 eigentlich geoutet als Trans, 27, 28 ähm davor bin ich eigentlich immer als straighter Cis-Mann gelesen worden, hatte eigentlich auch davor ähm zwei Be/ zwei Beziehungen mit zwei Cis-Frauen ähm meine Familie ähm, also bestehend aus Vater, Mutter und meinen beiden Großeltern mütterlicherseits, die alle im selben Haus gewohnt haben

I: mhm

E: waren ja konservativ eingestellt, konservativ christlich, ähm meine Großmutter aber antireligiös (schmunzelt), ähm aber meistens relativ/ also sehr halt (...) eher auf der homophoberen und und und transfeindlicheren Seite und das heißt zum Beispiel, wenn ich mein ähm (räuspert sich) / also sie haben mich bis 27, eigentlich haben mich die Leute hier als straighten Cis-Mann gelesen ähm als ich meinen Großvater umarmt habe, meint/ also meinte er immer so spöttisch, ob ich schwul sei, also ob ich ein Warmer bin, ja, und mein Vater hatte eigentlich auch Probleme mit Umarmen, dem war das immer zu feminin und zu wenig männlich, obwohl ich eigentlich ähm immer gern die Familie umarmt hatte (1/27-46)

Linda nennt zuerst die biographischen Daten, von denen sie das Gefühl hat, dass sie im Zuge eines biographischen Interviews genannt werden müssen, nämlich ihr Alter, ihr Name und die Stadt, in der sie aufgewachsen ist. Sie nennt den Umzug nach B-Stadt im gleichen Satz, in dem sie sich auch selbst in dem LGBTIQQA*Spektrum verortet und rückt damit ihre aktuelle Lebenssituation in den Fokus. Bevor sie von ihrem Leben berichtet, betont sie, dass sie zu dem Zeitpunkt des Interviews seit drei Jahren geoutet in B-Stadt lebt. Da ich in der Eingangsfrage explizit nach queeren Lebensweisen gefragt habe, ist auch möglich, dass Linda hier zeigen möchte, dass sie sich nicht nur als queer, sondern auch als *pansexuelle, nicht-binäre Transfrau* sieht und so gesehen werden möchte. Das queere Spektrum ist sehr breit aufgestellt und Linda konkretisiert ihre Identität und Sexualität gleich zu Beginn, um Missverständnisse auszuschließen. Sie spricht teilweise in der dritten Person von sich selbst, wie um den Unterschied zu zeigen, wie ihre Umwelt sie wahrnimmt und wie sie sich selbst identifiziert.

Diese Erzählsequenz wirkt zunächst sprunghaft, aber tatsächlich verfolgt Linda hier einen roten Faden, nämlich den Weg und die Gründe für ihr *spätes* Outing mit 27. Bevor Linda von ihrer Familie spricht, geht sie auf die strukturellen Gegebenheiten der Kindheit ein, nämlich dass sie als Einzelkind in *gut bürgerlichen Verhältnissen aufgewachsen* ist. Mit diesem Begriff sind soziologische, historische und wirtschaftliche Konzepte verknüpft und es zeigt, dass Linda sich über diesen Aspekt ihrer Kindheit im Nachhinein Gedanken dazu gemacht hat. Kennzeichnend für das Bürgertum sind Besitz über geistige oder materielle Güter sowie bestimmte Umgangsformen. Es ist ein sozialer Status, der als Konsequenz Wohlstand nach sich ziehen

kann. Da Linda hier nicht näher darauf eingeht, wie sie diesen Begriff definiert, kann man hier nur davon ausgehen, dass sie sich darauf bezieht, dass ihre Familie relativ wohlhabend und bis zu einem gewissen Punkt einflussreich in Leestetten war. Mit diesem sozialen Status gehen auch bestimmte Erwartungen an die Lebensgestaltung der Kinder einher, insbesondere, weil Linda ein *Einzelkind* ist. Linda scheint sich nicht mehr dieser Gesellschaftsschicht zugehörig zu fühlen, da sie nur darin *aufgewachsen* ist.

Lindas Erzählhaltung wechselt zwischen einer subjektiven, emotionalen und einer scheinbar objektiven Beobachterin, wenn sie aus der Zeit vor dem Outing spricht, da wird sie *als Cis-Mann gelesen* und ihre Identität oder Sexualität wurden von außenstehenden Personen nicht in Zweifel gezogen, da sie auch *zwei Beziehungen mit Cis-Frauen* geführt hatte. Die Erwähnung der Beziehungen hat hier die Funktion zu erklären, warum Linda als *straight* gelesen werden konnte, denn es werden keine Namen genannt und Linda geht nicht weiter darauf ein.

Das Outing mit 27 Jahren stellt einen Wendepunkt in ihrem Leben dar, weil sie Ereignisse danach unterscheidet, ob diese *davor* oder *danach* passiert sind. Aus der Erzählung geht hervor, dass sie einen Zusammenhang zwischen dem Zeitpunkt des Outings und dem Aufwachsen in dieser Familie, die wiederum der gut bürgerlichen Gesellschaftsschicht mit all ihren normierenden Vorstellungen angehört, sieht. Ein weiterer Aspekt des Familienlebens wird genannt, nämlich dass die Eltern und Großeltern eine *christliche* und *konservative* Grundeinstellung teilen. Es gibt für sie dementsprechend klare Normen und Vorstellungen in Bezug auf Sexualität und Identität und wenig Spielraum für nicht-heteronormative Lebensformen.

Lindas Einschätzung zu der *homophoben* und *transfeindlichen* Einstellung der Familienmitglieder schwankt zwischen dem eigenen Empfinden und dem der damaligen Umwelt, die das Verhalten der Eltern und Großeltern vermutlich als „normal“ empfand und nicht als negativ. Bei Linda zu Hause ist homo- und transphobes Verhalten Normalität, was bedeutet, dass die Familie ihr das bereits während der Kindheit vermittelt. Linda wächst in einer Umgebung auf, die nur nicht komplett ablehnend reagiert, weil sie grundlegende Dinge zu Lindas Identität und Sexualität gar nicht weiß. Die Art und Weise, wie Lindas Großvater und Vater auf Umarmungen reagieren, zeigen ihr Unverständnis über den Wunsch zu körperliche Nähe und ihre Sorge, möglicherweise selbst von der Umgebung als *schwul* oder *feminin* wahrgenommen zu werden. Sie scheinen große Angst davor zu haben, da sie diese Adjektive vermutlich mit Schwäche gleichsetzen. Trotzdem versucht Linda weiterhin ihre

Familienmitglieder zu umarmen, sie geht trotz der zu erwartenden negativen Reaktion immer wieder auf die beiden zu und versucht aktiv, eine Veränderung in deren Verhalten zu erreichen.

4.3. KURZPORTRÄT: ULI GRUBER

4.3.1. DIE INTERVIEWSITUATION

Uli hat sich auf mein Interviewgesuch per E-Mail gemeldet, wir haben uns zu einem Vorgespräch verabredet und dort dann zwei weitere Termine ausgemacht. Die Interviews fanden im Mai 2019 in den Räumen einer queeren Bar statt, die tagsüber geschlossen hatte. Wir waren zu zweit und Uli zeigte sich interessiert an dem Veranstaltungsort, von dem nin¹⁹ zwar schon gehört hatte, aber noch nie dagewesen war. Bei dem Vorgespräch haben wir eine Stunde über verschiedene Themen, etwa Yoga, geplaudert und Uli stellte auch viele Fragen zu meiner Person. Danach haben wir über die SLYVAIN-Konventionen gesprochen, wobei Uli geduldig all meine Fragen beantwortet hat und Uli gesagt hat, dass auch nin die Verwendung noch üben muss. Wir haben über die formalen Bedingungen des Interviews gesprochen, nin hat die Einverständniserklärung unterschrieben und den Informationsbrief eingesteckt. Uli war sehr interessiert an dem Forschungsthema und meiner Motivation für dieses Thema. Das Vorgespräch fand noch vor Ostern statt und nin erzählte, dass nin sich dann bei nimser Familie outen wolle. Das Vorgespräch dauerte ca. zwei Stunden und die Atmosphäre war entspannt, wir haben Trauben gegessen und viel gelacht.

Bei dem ersten Interviewtermin sind wir beide früher als verabredet bei der Bar angekommen und haben gemeinsam den Raum vorbereitet. Wir haben noch einmal über Datenschutz, Anonymisierung und den zeitlichen Ablauf des Interviews gesprochen und nin fragte, ob nin das Interviewtranskript erhalten könnte. Ich habe die Einverständniserklärung dahingehend angepasst und gesagt, dass das kein Problem sein sollte. Nach der Beantwortung aller Fragen habe ich die Tonbandaufnahme gestartet. Uli war konzentriert und bemüht, die Haupterzählung ruhig und strukturiert zu gestalten. Nin hat über eine Stunde und 40 Minuten bis zum Koda geredet. Dann haben wir eine Pause gemacht und nin war überrascht, dass nin so lange und viel

¹⁹ Uli verwendet für sich das geschlechtsneutrale Pronomen „nin“ und orientiert sich an den SYLVAIN Konventionen. Im Anhang befindet sich ein Ausschnitt zu der Grammatik und den Regeln. Hier wird zusätzlich zu den drei grammatikalischen Geschlechtern das Indefinitivum und damit einhergehende Pronomen (er/sie/es/nin) und Deklinationen hinzugefügt. Je nach Numerus und Geschlecht des Bezugsworts werden Possessivpronomen angepasst, etwa. sein/ihr/nim Vater, seine/ihre/nimse Mutter. Es handelt sich dabei um einen Versuch, eine „geschlechtergerechtere“ Grammatik für die deutsche Sprache zu entwickeln (vgl. Sylvain/Balzer 2008).

erzählt hat. Ich habe noch zwei Nachfragen gestellt, bevor die verabredete Zeit von zwei Stunden um war und wir das Interview beendeten. Danach haben wir noch kurz geplaudert und ich habe Uli versichert, dass nin das super gemacht hat, weil nin Bedenken an der Nachvollziehbarkeit der Erzählung geäußert hat.

Das zweite Interview fand eine Woche nach dem ersten Interview statt und verlief sehr ähnlich. Nachdem wir eine Weile geplaudert haben, habe ich das Tonbandgerät eingeschaltet und wir sind all meine Nachfragen durchgegangen, wobei lange Erzählungen ausgelöst werden konnten. Uli war sehr bemüht, alles verständlich zu erzählen und meine Fragen so ausführlich wie möglich zu beantworten. Nach dem Interview haben wir noch eine ganze Weile geredet und Uli hat auch Fragen zu mir gestellt. Wir haben auch über Themen gesprochen, die Uli gerade beschäftigen, wie Inter*Identitäten und wir haben uns gegenseitig Literatur zu LGBTIQQA* Themen empfohlen. Uli gab als Grund für die Teilnahme bei dem Interview, den Wunsch durch das Teilen der eigenen Geschichte anderen Menschen helfen zu können, an.

4.3.2. BIOGRAPHISCHES KURZPORTRÄT

Uli nennt kein Alter und keinen Geburtsort, aber aus der Erzählung geht hervor, dass Uli zu dem Zeitpunkt des Interviews Ende 20 und in C-Stadt aufgewachsen ist. Ulis Eltern lassen sich scheiden, bevor Uli die Volksschule beginnt. Nims Vater spielt laut Uli keine große Rolle in nimssem Leben und kommt im Interview kaum vor. Ulis Mutter bekommt mit Ulis späterem Ziehvater zwei Töchter, wobei der Ziehvater nicht lange bei der Familie bleibt. Als Ulis Halbschwestern geboren werden, ist Uli älter als dreizehn und muss bei der Erziehung der jüngeren Geschwister viel mithelfen.

Im Kindergarten versteht Uli nicht, warum andere Kinder zwischen Mädchen und Jungen unterscheiden, denn Uli ist das vollkommen egal und nin sieht keine Unterschiede. In der Volksschule kann Uli nicht nachvollziehen, warum Geschlecht für alle anderen Kinder wichtig ist. Uli hat FreundNinnen²⁰, spielt am häufigsten mit Jungs und schreibt gute Noten. Als Uli auf ein Gymnasium wechselt, *bricht nims Weltbild zusammen*, weil nims MitschülerNinnen sich völlig anders als erwartet verhalten, da es nun spürbar einen Unterschied macht, welche Geschlechtsidentität Uli zugewiesen wird. Uli wird von den Jungs *gehänselt* und findet bei den

²⁰ Anstatt den Unterstrich zu verwenden, werde ich mich in Passagen zu Ulis Interview an nimses bevorzugter Wahl für (Possesiv-)Pronomen und der geschlechtsneutralen Mehrzahl von Personen orientieren, die in den SYLVAIN Konventionen festgehalten wurden (Sylvain/Balzer 2008:43)

Mädchen aufgrund wenig gemeinsamer Interessen auch keinen *Anschluss*. Außerhalb der Schule hat Uli FreundNinnen, aber Uli versteht weder die Schwärmereien für Leonardo di Caprio noch den Wunsch, jemanden zu küssen und darüber sprechen die MitschülerNinnen sehr viel.

Rückblickend erzählt nin, dass nimses Brust während dem Gymnasium begann zu wachsen, aber Uli das damals verdrängt hat, obwohl nin sich damit nie wohlfühlt hat. Uli hat keine Worte, um das Unwohlsein darüber auszudrücken und alle sagen nims, dass es ganz normal für ein Mädchen sei, dass nin zu einer Frau werde. Am Gymnasium schreibt Uli schlechte Noten, obwohl nin viel für die Prüfungen lernt. Das ist frustrierend und Uli wechselt nach der vierten Klasse auf eine neue Schule namens Sommergasse mit einem künstlerischen Schwerpunkt. Nin nimmt sich vor, noch einmal von vorne zu beginnen und selbstbewusst aufzutreten. Nach einem halben Jahr dort hat Uli eine Gruppe von FreundNinnen gefunden und fühlt sich an der neuen Schule viel wohler und *freier* als im Gymnasium. In der Sommergasse lernt nin auch eine wichtige Person in nimssem Leben kennen, mit der nin bis heute zusammenlebt. Diese Person nennt Uli nimsen „Seelenverwandten“²¹.

Die beiden freunden sich in der Oberstufe eng an, haben dieselben Interessen, etwa Computerspiele und asiatische Popkultur, und verbringen sehr viel Zeit miteinander. Bereits während der Schulzeit sagen die Menschen in nimssem Umfeld, dass Uli und Martin ein Paar seien, obwohl die beiden dem widersprechen. Sie machen gemeinsam Matura und Uli weiß, dass aus finanziellen Gründen kein Studium möglich ist, da nimses Mutter allein für die drei jüngeren Geschwister sorgt. Martin beginnt ein Studium, während Uli bei einem Japanisch-Kurs eine Person, die auf der Suche nach einer Bürohilfe ist, kennenlernt. Nin beginnt in dieser Firma zu arbeiten und beschließt 2½ Jahre später, neben der Arbeit ein Studium der Sozialwissenschaften zu beginnen.

Im gleichen Jahr, mit Anfang 20, zieht Uli in eine Ein-Zimmer-Wohnung und Martin verbringt dort immer mehr Zeit, bis er schließlich bei nimsin einzieht. Martin und Uli kennen sich zu diesem Zeitpunkt sieben Jahre und Uli hat nach dem Einzug das erste Mal das Gefühl, dass nin verliebt sein könnte. Auf *Druck von außen* bezeichnen sie sich zu diesem Zeitpunkt schon länger als Paar, aber nun fühlt es sich zum ersten Mal für Uli auch so an, als ob diese Beziehung mehr als *platonisch* ist. Uli nennt Martin nimsen Seelenverwandten, da Uli die geistige

²¹ Uli benennt nimses Beziehungsperson nicht, aber verwendet männliche Personalpronomen. Ich verwende aus Gründen des besseren Verständnisses das Pseudonym „Martin“ für Ulis Beziehungsperson.

Verbundenheit mit Martin ausdrücken möchte und andere Bezeichnungen (z.B. Freund, Lebensgefährtin) eine sexuelle Komponente haben. Sie beginnen sich für Wohnungen mit Finanzierungsbetrag zu interessieren und nach möglichen Baugruppen²² zu suchen. Uli beendet das Bachelorstudium.

Uli beginnt die Masterstudiengänge der Rechtswissenschaften und Statistik, wobei nin die Rechtswissenschaften an die Zeit im Gymnasium erinnert, weil nin auch hier viel lernt und trotzdem die Prüfungen kaum besteht. Noch vor dem ersten Abschnitt bricht Uli das Studium ab, da nin sich nicht *durchquälen* möchte. Zu dem Zeitpunkt des Interviews studiert Uli Statistik und ein naturwissenschaftliches Studium, die nin beide Spaß machen.

Uli und Martin finden eine Baugruppe, der sie sich anschließen möchten. Die Bauphase dauert vier Jahre und mit ca. 26 Jahren zieht Uli gemeinsam mit Martin in eine 3-Zimmer-Wohnung, die genau nimsen Vorstellungen entsprechen. Bei einem der Treffen zur Besprechung der Statuten für den neugegründeten Verein werden Begriffe aus dem *LGBT+Spektrum* vorgestellt. Uli bleibt ein Begriff besonders in Erinnerung, nämlich *agender*. Nach dem Einzug möchte Uli nims Ernährung umstellen und liest zu diesem Thema viele Bücher, wobei diese für nin zu stark auf den Aspekt des *Frau seins* eingehen. Nin fällt der Begriff *agender* wieder ein und erkennt bei der folgenden Recherche, dass dieser Begriff alles zu nims Identität fasst, wofür nin bisher keine Worte hatte.

Bis zu diesem Zeitpunkt war für nin nur klar, dass nin sich nicht als Mann identifiziert und *umkehrschlussmäßig* nur eine Frau sein könnte. Mit diesem Begriff konnte sich nin auch nie identifizieren und der Moment des Erkennens als *agender Person*, bezeichnet nin als *augenöffnend*, da es für nin plötzlich *Sinn ergab*, wie nin sich in bestimmten Situationen verhalten oder gefühlt hatte. Geschlecht hat für nin keine Bedeutung und nin empfindet den eigenen Körper als vollkommen *geschlechtslos*. In der weiteren Recherche findet nin Begriffe des asexuellen Spektrums, mit denen sich nin ebenfalls identifizieren kann, etwa *asexuell* und *demiromantisch*. Nin hat keinerlei Interesse an sexuellen Komponenten einer Beziehung und kann sich nur verlieben, wenn bereits eine gefestigte, vertraute Beziehung besteht. Das erklärt

²² Aus Ulis Interview geht hervor, dass eine Baugruppe ein Verbund aus Menschen, die gemeinsam einen Hausbau planen, ist. Bei diesem Wohnmodell können alle BewohnerNinnen die eigene Wohnung bereits in der Bauphase gestalten, die dann von ArchitektNinnen und Baufirmen realisiert werden. Häufig sprechen Menschen mit ähnlichen Vorstellungen zunächst in einem Verein miteinander über gemeinschaftlich genutzte Räume (z.B. Cafés, Spielplätze, Kinderbetreuung, Gärten). Die Plan- und Bauphase kann mehrere Jahre dauern und bei vielen Baugruppen gibt es unterschiedliche Modelle der Finanzierung, wobei meist Eigenmittel eine Voraussetzung sind.

für nin auch, warum nin sich nach sieben Jahren in Martin verliebt hat und warum für nin Sex in der Beziehung keine große Rolle gespielt hat. Nin beteiligt Martin an dieser Recherche, empfiehlt ihm Artikel und spricht offen über nimsse Gefühle. Martin ist bei jedem Schritt der Identitätsfindung *supportive* und sagt Uli, dass ihm nims Wohlergehen und Glück wichtiger als Sex sei. Uli ist sehr froh über Martins Einstellung dazu, weil seit dieser Entscheidung der *Leidensdruck*, den Uli mit Sex verbindet, verschwunden ist.

Uli möchte von nimsrer Umgebung nicht mehr als heterosexuelle Frau gesehen werden, sondern nin möchte das neue Wissen über Asexualität und Geschlecht mit nimsrer Umgebung teilen, damit nahestehende Personen die Sichtweise auf Uli ändern können. Zu diesem Zweck macht Uli Anfang 2019, drei Monate vor dem Interview, ein Fest für die BewohnerNinnen der Baugruppe Bergtal, lädt alle dazu ein und schreibt auf die Einladungen „Coming-Out“. Ulis NachbarNinnen reagieren so wie nin sich das gewünscht hat: sehr *akzeptierend*, interessiert und unterstützend.

Uli plant zu Ostern an welchen Tagen nin mit welchen Familienmitgliedern über das Coming-Out sprechen möchte und hat an drei aufeinanderfolgenden Tagen Gespräche mit einer der Schwestern, mit nimsrer Mutter und mit nimsrem Bruder, sowie mit der Tante. Mit der jüngsten Schwester hat Uli sich vorher schon ausgetauscht, da diese auch asexuell ist. Uli gibt allen eine Kopie der SYLVAIN-Konventionen und beantwortet Fragen der Geschwister, die interessiert und positiv reagieren. Von der Reaktion der Mutter ist Uli *enttäuscht*, da diese Asexualität als zölibatäre Entscheidung darstellt und keine Fragen dazu stellt.

Zu dem Zeitpunkt des Interviews hat Uli bereits einen Termin für ein Gespräch mit nimsrer Chefin, da nin vorhat, auf der Arbeit als *agender Person* aufzutreten und im besten Fall, gemeinsam mit der Führungsebene, Strukturen in der Firma geschlechterneutraler zu gestalten. Nin möchte den Vornamen offiziell zu der geschlechtsneutralen Kurzform „Uli“ ändern lassen. Die Entscheidung für eine Mastektomie ist für Uli eine beschlossene Sache, die nin in naher Zukunft durchführen lassen wird.

4.3.3. KERNSTELLENINTERPRETATION

E: okay (...) ähm gut dann fange ich an, (...) ja, offensichtlich bin ich irgendwann geboren worden, ich weiß nicht, ob das Datum relevant ist, oder (...)

I: also, alles was für dich wichtig ist, ist für mich wichtig

E: okay, gut, dann belassen wir es einfach mal dabei (schmunzelt) (...) ähm ja (...) ich war (...) lange Zeit ein Einzelkind für fünfeinhalb Jahre lang, das heißt, ich bin schon in den Kindergarten gegangen, wie mein Bruder auf die Welt gekommen ist. Mein Bruder und ich teilen uns (...) also sind von denselben Eltern, ich glaub, so ist es einfacher ausgedrückt (...) ähm ich mache vielleicht kurz die Familiensituation (schmunzelt) fertig, damit das klarer wird. Meine Eltern haben sich scheiden lassen, da war mein Bruder (...) ich glaub, grob ein halbes, dreiviertel Jahr alt, für mich war das kurz vor dem Schuleintritt, mit knapp vor meinem sechsten Geburtstag und (gedehnt) dann gab's (...) Lebensgefährten, bei meiner Mutter und von einem davon gibt es dann noch einmal zwei Schwestern, da war ich dann schon, Moment kurz überlegen (...), 13, beziehungsweise 14, wie die zwei dann quasi noch (...) gekommen sind. Ja, meine Mutter hat uns vier Kinder def/ also mehr oder weniger eigentlich alleine auch erzogen, weil auch dieser Lebensgefährte hat sich dann relativ kurz nach dem zweiten Kind verabschiedet (...) ja, für mich selber spielt weder mein Vater noch der Lebensgefährte meiner Mutter damals irgendwie eine Rolle

I: mhm

E: wird also auch im Interview wenig vorkommen (...) mhm ja, ich glaub, das ist mal so ein guter Überblick über die allgemeine Situation (schmunzelt) (1/28-55)²³

Uli hat vor dieser Erzählsequenz mehrere Fragen gestellt, etwa wie laut und wie nahe am Aufnahmegerät nin sprechen sollte. Nin beginnt zu erzählen und stockt noch ein letztes Mal, bevor nin ganz in eine lange Erzählung eintaucht. Mit dieser Frage, ob das Datum *relevant* sei, versichert sich Uli noch ein letztes Mal bei der Interviewerin, ob bei diesem Interview mögliche Einschränkungen vorgegeben sind oder ob nin wirklich alles so gestalten kann, wie nin möchte. Uli möchte kein Alter oder Geburtsdatum nennen und ist sich vermutlich bewusst, dass das Daten sind, die häufig in biographischen Erzählungen genannt werden, aber nin entscheidet sich bewusst dagegen, davon zu erzählen. Nach der Versicherung, dass dieses Interview nach Ulis Prioritäten strukturiert ist, scheint nin erleichtert über den freien Gestaltungsspielraum. Möglich ist hier auch, dass nin der Interviewsituation noch nicht ganz vertraut und zunächst möglichst wenig persönliche Informationen nennen möchte.

Nin beginnt die Erzählung mit einem Überblick über die *allgemeine Situation*, also die *Familiensituation*. Die Erzählhaltung während dieser Sequenz ist distanziert beobachtend, nin spricht hier nicht von nimsen Gefühlen, sondern es ist nin wichtig, alles möglichst korrekt und chronologisch nachzuerzählen. Uli gibt an, *lange* Einzelkind gewesen zu sein und dann innerhalb von ca. neun Jahren noch drei Geschwister bekommen zu haben. Dieser Altersabstand

²³ Mit Uli habe ich zwei Interviews geführt, hier gebe ich an, ob es sich um das erste oder zweite Interview handelt und die Zeilennummerierung in dem jeweiligen Interviewtranskript.

zwischen den Geschwistern scheint für Uli wichtig zu sein, da nin jeweils die Lebensphase nennt, in der nin sich zu dem Zeitpunkt der Geburt befand. Obwohl Uli mehrere Geschwister hat, fühlt nin sich *lange* als Einzelkind, weil die Geschwister aufgrund des Altersunterschieds ganz andere Interessen haben.

Während nin über die Scheidung der Eltern spricht, klingt nin unbeteiligt und es wirkt, als ob nin allein damit umgehen muss, weil der Bruder noch zu jung ist, um mit ihm darüber zu sprechen. Nin teilt die Erzählung in zwei Zeitebenen, einmal vor und einmal nach der Scheidung, was darauf hindeutet, dass das für nin ein einschneidendes Erlebnis war. Die Entscheidung der Eltern wirkt sich auf nin so aus, dass nin nun nacheinander mit mehreren Lebensgefährten der Mutter umgehen muss, aber auch hier geht nin nicht näher auf nimsen Gedanken dazu ein. Uli wählt Zeitformen und Ausdrücke, die nahelegen, dass nin bei keiner dieser Entscheidungen mitbestimmen konnte. Keine der genannten Personen wird namentlich genannt, besonders die Lebensgefährten scheinen für Uli austauschbar zu sein, die einzige Besonderheit von dem Letztgenannten ist, dass er der Vater von zwei Schwestern ist, aber ansonsten keine Rolle spielt. Die lapidare Formulierung, dass er sich dann *verabschiedet*, verharmlost die Tatsache, dass der Lebensgefährte die Mutter mit vier Kindern unter 15 Jahren verlässt und diese fortan alleinerziehend ist.

Zu den Geburten der zwei Schwestern erzählt Uli, dass sie *quasi noch gekommen* sind, also zusätzlich noch dazu gekommen sind. Anstatt die Wohnung mit zwei bis drei Personen zu teilen, muss Uli die Wohnung und vielleicht auch das Zimmer mit mehr Personen teilen. Uli möchte nicht über die Lebensgefährten der Mutter oder über nimsen Vater sprechen, das macht nin dadurch klar, dass nin im Vorhinein ankündigt, dass diese Personen nicht vorkommen werden und die Interviewerin die Nachfragen dahingehend anpasst. Es ist nin wichtig, dass alles was nin erzählt, verständlich und nachvollziehbar für die Interviewerin ist.

5. QUEERE (ÜBER-)LEBENSSTRATEGIEN

In dieser Arbeit habe ich bereits theoretisch dargelegt, dass heteronormative Strukturen als Teil der Sozialisation erlernt werden und sich dementsprechend scheinbar „natürlich“ in allen Institutionen, wie etwa dem Kindergarten und der Schule, zeigen. Dabei habe ich auch mögliche Strategien von bereits veröffentlichten Arbeiten dazu zusammengetragen. In diesem Kapitel möchte ich die praktische Herangehensweise meiner Interviewpartner_innen herausarbeiten,

insbesondere, welche gemeinsamen Handlungsweisen sich positiv auf sie ausgewirkt haben und welche ihnen geholfen haben, (strukturelle) Hürden zu überwinden.

5.1. COMING IN

Bei dem *Coming In* handelt es sich um einen Prozess der Wahrnehmung, in dem LGBTIQQA*Personen über einen unterschiedlich langen Zeitraum klar wird, dass sie nicht heterosexuell und/oder nicht geschlechternormativ sind (vgl. Krell/Oldemeier 2017:70f.). Der Begriff geht auf Rosenberg zurück, die diese Phase der sexuellen Entwicklung als *Coming In* und als wichtig für die „sexuelle Selbstakzeptanz“ bezeichnet (vgl. Rosenberg 2017:2). Alle Interviewpartner_innen berichten, dass sie zu unterschiedlichen Zeitpunkten feststellten, dass sie mit der zugewiesenen Rolle in der Gesellschaft, die auf dem bei der Geburt zugewiesenen Geschlecht basiert, nicht zufrieden sind bzw. es ihnen psychisch damit nicht gut geht. Wie viel Zeit vergeht, bevor die Interviewpersonen an diesen Punkt gelangen, hängt davon ab, wie unterstützend das Umfeld ist und wie sich der Zugang zu Wissen über nicht-normative Lebensweisen gestaltet:

und eben durch diese, durch diese, durch diese internalisierte Trans- und Homofeindlichkeit hat es für mich einfach auch so lange gedauert, sei es durch meine Familie, sei es durch mein Freundeskreis, sei es durch diese ganzen, durch dieses/ das ganze ähm (...) Stadtleben und dieses/ die ganzen konservativen Leute (...) also ich hab selber bis 24 an sich so wirklich gebraucht oder bis 20 gebraucht, bis ich mich eigentlich selbst in meiner/ bis ich mich selbst an sich, meine, meine Rolle als Mensch eigentlich akzeptieren konnte und dann, später habe ich nochmal fünf Jahre gebraucht, bis ich meine/ bis ich erzählen konnte, dass ich Trans bin, dass ich pan bin (Linda 1/861-868).

Linda ist in einem homo- und transphoben Umfeld aufgewachsen und dementsprechend schwer fällt es ihr, ihre eigene Rolle in der Gesellschaft zu akzeptieren, da ihre Umwelt ihr mehr als zwanzig Jahre vermittelt hat, dass nicht-normativen Menschen mit Ablehnung begegnet wird. Ohne, dass Familienmitglieder und Freund_innen es wissen, ist ihr Verhalten der Grund dafür, dass Linda sich nicht als zugehörig oder passend an diesen Orten fühlen kann. In der Folge hat sie auch Angst davor, dass diese ihr nahestehenden Personen sie nach einem Outing ausschließen würden.

Mit *internalisierter Trans- und Homofeindlichkeit* bezeichnet man den Prozess einer Person, die auf einer alltäglichen Basis Homo- und Trans*Phobie erlebt, sodass die Diskriminierungen und die Ablehnung dahinter irgendwann so verinnerlicht werden, dass sie negative Auswirkungen auf das Selbstbild und das Selbstwertgefühl haben (vgl. Rosenberg 2017:12). Linda gibt im Interview an, dass sie schon seit der Volksschule auf irgendeiner Ebene weiß, dass ihre Geschlechtsidentität nicht dem bei der Geburt zugewiesenen Geschlecht entspricht

und bis Mitte Zwanzig ständig Angst davor hat, dass jemand davon erfahren könnte. Die Geschlechtsidentität ist ein Teil der Persönlichkeit und Linda kann diesen Aspekt mit niemandem teilen und akzeptiert die *Rolle als Mensch*, die ihr zugeschrieben wird, nicht. Linda betont, dass es *so lange gedauert hat* bis sie sich outen konnte, weil ihr Umfeld ihr nicht vermittelt hat, dass dies ohne negative Folgen möglich wäre. Aus Selbstschutz schweigt Linda über ihre Gedanken zu Trans*Identität, da sie zum Beispiel mehrfach erlebt hat, wie sich ihre Mutter homo- und trans*phob gegenüber einer Trans*Frau in Leestetten geäußert hat. Obwohl sich Linda schon früh ihrer Geschlechtsidentität sicher ist, kann sie ihre Gedanken dazu mit keiner Person teilen, da ihr Umfeld ihr bereits vermittelt hat, dass queere Identitäten nicht willkommen seien. Lindas Schweigen kann als wichtige Handlungsstrategie eingeordnet werden, um sich vor negativen Reaktionen zu schützen (vgl. Hänsch 2003:73f.).

Uli hat sich mit Mitte Zwanzig geoutet, da nin davor nicht das notwendige Wissen hatte, um sich nimse Gefühle selbst oder anderen zu erklären. Nin kann lange nicht in Worte fassen, warum nin der Rolle der heterosexuellen Cis-Frau nicht entspricht:

E: Mir geht es definitiv besser, seit ich die Begriffe gefunden hab. Ich hab dann auch angefangen (...) so einfach mal zu schauen, mein bisheriges Leben, das ja ganz stark davon geprägt war, dass ich als Frau wahrgenommen werde, dass ich als heterosexuell wahrgenommen werde, überhaupt als ein sexuelles Wesen wahrgenommen werde und habe mal angefangen zu schauen, wie tue ich mir damit? und bin darauf gekommen, dass gefühlt ich all diese Jahre in eine Rolle geschoben worden bin, die ich definitiv so gar nicht bin

I: mhm

E: und dass das durchwegs auch seine Spuren hinterlassen hat, auch im Sinne von, dass es mir psychisch nicht gut geht, dass ich mich abgekapselt hab, dass ich mit Leuten kaum kommuniziere, weil ich eigentlich immer mich ein bisschen wie ein Alien gefühlt hab, einfach weil ich nicht gewusst hab, wie ich kommunizieren soll (Uli 1/896-907).

Uli weiß bis Mitte Zwanzig nicht, dass Lebensrealitäten auch abseits der heteronormativen Ordnung existieren und geht davon aus, dass nin die einzige Person ist, die so empfindet. Die Verwendung eines geschlechtsneutralen Pronomens stellt den Versuch dar, die Wahrnehmungen der anderen Menschen auf Uli zu verändern. Für nin war der Schlüssel zu dem *Coming In* das notwendige Wissen, um sich und nimse Gefühle zu der eigenen Identität beschreiben zu können. Uli wird bis dahin eine Rolle zugeschrieben, mit der nin sich zwar nicht identifizieren, aber die nims von allen anderen Menschen übergestülpt wird, weil nin als heterosexuelle Frau *wahrgenommen wird*. Uli verwendet das Passiv, um zu betonen, dass diese Zuschreibungen ohne Ulis Einverständnis geschehen sind und nin sich im Nachhinein mit den Auswirkungen auf nimse Psyche beschäftigen muss.

Uli versucht mehrfach, mit anderen Menschen über seine Gefühle zu sprechen. Anstatt Unterstützung zu erhalten, fühlt Uli sich noch fremder in einer Gesellschaft, die davon ausgeht, dass sich generell jeder Mensch für Sexualität interessiert und diese ausleben möchte. Uli gibt die Kommunikation über sein Unwohlsein auf, da die Gespräche nur dazu führen, dass nin sich *wie ein Alien fühlt*. Nin gibt soziale Kontakte auf und leidet darunter, da nin sich eigentlich mitteilen möchte, aber nicht verstanden wird. Ähnlich wie Linda versucht sich nin hier vor negativen Reaktionen und Abwertungen durch Schweigen zu schützen.

Auch Mika hat nicht das Gefühl, dass die Umwelt versteht, wie es Mika geht, denn der Protest gegen ebendiese Erwartungen, die mit der zugewiesenen Geschlechtsidentität einhergehen, bleibt ungehört bzw. wird vollkommen missinterpretiert. Mika äußert den Wunsch, einfach nur in Ruhe gelassen zu werden, weil Mika nicht zu einer *jungen, schönen Frau* heranwachsen möchte. Während der Schulzeit wird Mika magersüchtig und erkennt rückblickend in dem Krankenhaus, dass Mika diese Krankheit als Protestmittel genutzt hat, um nicht mehr dem Rollenbild der heterosexuellen Frau zu entsprechen und dadurch die Wahrnehmung der anderen Menschen zu beeinflussen:

sondern es war für mich eher so ein (...) aus dieser Traurigkeit und aus diesem Nicht-Passen ein (...) schon ein Protest aufzuzeigen, okay (...) irgendwie, irgendwie ähm (...) ja irgendwie passt's nicht, irgendwie passe ich nicht in diese Gesellschaft, irgendwie kann ich tun mit mir was ich möchte und das war für mich schrecklich, damals, die ersten Reaktionen drauf, dass ich jetzt dünner bin, auch zu hören, weil ich dadurch irgendwie noch attraktiver für andere gewirkt habe und irgendwie auch noch (...) mehr passend in dieses ganze, oh du bist jetzt ne (...) ähm quasi ne hübsche, junge, schöne Frau und du bist so / irgendwie alle wollen was von dir und das war /, also auch Freunde von mir haben dann irgendwie gesagt, ja, ich würde dich irgendwie gern daten und so und ich war so, oh Gott, bitte weg von mir, lasst's mich alle in Ruhe, ich will das gar nicht (Mika 1/421-429).

Für Mika ist der Druck, den heteronormativen Erwartungen zu entsprechen, so groß, dass Mika als Umgangsstrategie viel Sport macht, wenig isst und stark abnimmt. Obwohl Mika mit diesem gesundheitsschädigendem Verhalten der Umwelt zeigen möchte, wie unglücklich und *traurig* Mika darüber ist, nicht in die Gesellschaft zu passen, wird Mikas Verhalten vollkommen anders gedeutet. Das Schönheitsideal für Cis-Frauen sieht vor, dass diese möglichst schlank sind und Mika entspricht durch den Gewichtsverlust diesem Bild sogar noch mehr als davor. Die Reaktionen des Umfelds verdeutlichen, wie schwierig es ist, aus der zugewiesenen Geschlechterrolle auszubrechen bzw. überhaupt darauf aufmerksam machen zu können, dass Mika mit dem Platz in der Gesellschaft als heterosexuelle Cis-Frau nicht zufrieden ist. Das Unvermögen, sich auszudrücken und verstanden zu werden, führt dazu, dass Mika sich alleine mit den Ursachen der Krankheit und möglichen Lösungswegen auseinandersetzen muss, da

auch die Ärzt_innen im Krankenhaus davon ausgehen, dass Mika eine heterosexuelle Cis-Frau ist.

Auffällig bei allen Interviewpartner_innen ist, dass sie gleichermaßen darüber berichten, dass es für sie während der Kindheit und Jugend keine queeren Vorbilder oder unterstützende Ansprechpartner_innen gab. Eine Folge von fehlender, medialer Repräsentation von Menschen innerhalb des LGBTIQQA*Spektrums ist, dass queere Heranwachsende das Gefühl haben können, dass sie die einzigen Personen auf der Welt sind, die so empfinden. Es gibt an Schulen nach wie vor wenig Aufklärung dazu und die Möglichkeit online zu recherchieren, gab es für die Interviewpartner_innen nur sehr eingeschränkt. Uli's Motivation an dem Interview teilzunehmen, bestand in der Hoffnung, damit anderen zu helfen:

und wenn das dann jemand liest, der vielleicht in einer ähnlichen Ausgangssituation ist, wie ich es vor vielen, vielen, vielen Jahren war und sich irgendwie nicht ganz zugehörig fühlt und nicht ganz weiß, warum, wieso, weshalb, und das dann liest und sich dann denkt, hm, diesen Begriff oder jenen Begriff, vielleicht ein bisschen mehr recherchieren, vielleicht das eine oder andere schon bekannt vorkommt, also wenn ich einer Person damit helfen kann, ja (..)/das ist etwas, was ich mir rückblickend irgendwie (..) manches Mal dann doch wünschen würde, dass ich (..) einfach diese Begriffe früher gekannt hätte (Uli 1/1191-1198).

Mit Begriffen meint Uli hier etwa *demirromantisch*, *asexuell* oder *agender*, die Uli alle verwendet, um seine Identität auszudrücken. Damit einher gehen Denkprozesse, die es ermöglichen, außerhalb der heteronormativen Normen zu denken und einen Platz in der Gesellschaft finden zu können, der dem eigenen Empfinden entspricht. Uli wünscht sich, dass durch die Masterarbeit mehr Personen von den Begriffen erfahren, die nie bei der eigenen Reflektion der Geschlechtsidentität sehr geholfen haben. Da es sowohl im persönlichen Umfeld auch als in medizinischen Kontexten kaum Vorbilder oder Ansprechpersonen gibt, müssen die Interviewpartner_innen ohne Unterstützung herausfinden, warum die bestehenden Strukturen und die zugewiesene Geschlechtsidentität nicht als passend empfunden werden. Das *Coming In* ist ein wichtiger Schritt, in dem Erkennen der eigenen Geschlechtsidentität und/oder Sexualität abseits von heteronormativen Vorstellungen.

5.2. COMING-OUT

Ein Coming-Out, also das direkte Ansprechen der eigenen Geschlechtsidentität und/oder Sexualität, stellt häufig die einzige Möglichkeit dar, um in einer heteronormativen Umgebung nicht als heterosexuelle Cis-Person gesehen zu werden, da ansonsten davon ausgegangen wird, dass man es ist. Aus Lindas Erzählung geht hervor, dass Personen, die nichts von Lindas

Trans*Identität wissen, überhaupt nicht auf die Idee kommen, dass sie Hormone nehmen könnte, weil das Bild der heterosexuellen Mannes so stark wirkt:

E: die meisten kommen nie im Leben drauf, dass du Hormone genommen hast, ich glaub selbst/ manche Leute, wenn du dann sogar einen Brustansatz hast (..) die haben da Strategien im Kopf und schauen das weg

I: mhm

E: dann meinen sie wirklich, okay, du schaust jetzt ja jünger aus, irgendwas ist da, aber (..)/ ich mein, da musst du wirklich schon vollgeschminkt kommen und ein Kleid tragen, damit sie/ damit irgendwas kommt, sonst ähm kommt da von manchen Leuten echt nichts. Wenn ich/ und ich dachte immer, dass dann mal irgendwann mal so ein Aha-Effekt kommt oder dass einer mal da nachfragt oder so, aber meine Mutter hat das einfach/ sie hat das einfach komplett ignoriert sie hat das komplett/ sie hat sich zwar so eigene Strategien im Kopf selber zusammengereimt, dass/ dass ich immer noch, immer noch ihr straighter Cis-Sohn bin (...) (Linda 1/1548-1559).

Linda erzählt hier von der Beerdigung ihrer Oma in Leestetten, die ca. ein Jahr vor dem Interview stattfand. Hier hat sich Linda zwar vor ihren Freund_innen und der Mutter geoutet, aber entfernte Verwandte wissen nichts von Lindas Trans*Identität und die Mutter möchte, dass das auch so bleibt. Das Bild des heterosexuellen Mannes wird nicht einmal in Frage gestellt, obwohl Linda sich sehr verändert hat, seit sie das letzte Mal dort war. Linda gibt an, dass sie sich gewünscht hätte, dass jemand nachfragt, anstatt zu rätseln, warum sie ohne Vollbart plötzlich so jung aussieht.

Sobald sich Linda aus der von ihr so genannten „queer bubble“ entfernt, ist sie mit Menschen konfrontiert, die nicht wissen, wie sie Linda einordnen sollen und sich dementsprechend unsicher verhalten. Die Mutter verhindert hier, dass sich Linda in ihrem Heimatdorf zu Hause fühlen kann, da dem Umfeld gar nicht die Chance gegeben wird, Linda als Trans*Person wahrnehmen zu können. Linda möchte mit den Menschen über ihre Identität sprechen, um ihnen zumindest das nötige Wissen mitzugeben, um Linda so ansprechen zu können, wie Linda sich das wünscht. Hier wird auch klar, dass ohne ein offenes Gespräch, die Fragen an Linda vermutlich nicht aufhören werden und Linda dadurch immer wieder in Situationen kommt, in denen sie sich für ihr Aussehen und/oder Verhalten rechtfertigen oder diese anpassen muss, etwa in dem sie kein Kleid anzieht. Lindas Mutter versucht Lindas äußerliche Veränderungen *komplett zu ignorieren*, sie vermittelt Linda dadurch weder gesehen noch akzeptiert zu werden. Die Strategie der Mutter, Lindas Aussehen und Geschlechtsidentität wegzuschweigen, erschwert Lindas Outing. Sie betont, wie unvorstellbar eine Trans*Person für die Verwandten sei und dass selbst die Mutter, die von Lindas *Transition* weiß, eigene Strategien hat, um die offen sichtbaren Veränderungen mit dem Bild des heterosexuellen Cis-Mannes in Einklang zu bringen.

In allen Interviews lässt sich die Prozessstruktur erkennen, dass ein individuelles Handlungsmuster entwickelt werden muss, um sich mit den bereits existierenden Strukturen zu arrangieren und einen Platz in der Gesellschaft zu finden, der den Interviewpartner_innen besser entspricht. Ein wichtiger Schritt, um diese Veränderung zu initiieren, stellt dabei das äußere Coming-Out dar. Sobald die Interviewpartner_innen in einem sicheren Umfeld leben und ihre Gefühle in Worte fassen können, möchten sie ihr Wissen mit anderen Menschen teilen:

Und ähm ja, dann war es noch so, dass ich jetzt doch schon sehr lang quasi mit anderen Begriffen assoziiert war und ich aber gemerkt hab, ich will das nicht mehr, diese Begriffe zerdrücken mich. Da sind Erwartungen daran geknüpft, die ich weder erfüllen möchte noch erfüllen kann, und die mir eigentlich die letzten (gedehnt) Jahre (gedehnt), viele Jahre (gedehnt) wirklich auf den Keks gehen, und zwar wirklich, wirklich extrem, wo ich versucht hab, im eingeschränkten Rahmen auszubrechen, aber jetzt endlich gefühlt das Werkzeug dazu hab. Ich hab Begriffe, die ich anderen geben kann, mit denen sie mich beschreiben können, die ich anderen erklären kann, die ihnen verständlich machen können, wie ich mich fühl, als was ich mich sehe und hab dann auch sehr stark gespürt gehabt: okay, ich möchte das auch kommunizieren. Ich möchte als das wahrgenommen werden, was ich bin, und ich möchte, dass die Leute ihre Sichtweise auf mich anfangen zu ändern (Uli 1/937-948).

Uli formuliert hier sehr deutlich, den Wunsch nach einer Änderung in der Sichtweise nimses Person an die Umwelt, weil die Zuschreibungen der heterosexuellen Cis-Frau nin *zerdrücken*. Der Druck, der damit verbunden ist, nicht den gesellschaftlichen *Erwartungen* entsprechen zu können oder zu wollen, hat sich bei Uli über viele Jahre aufgebaut und sobald nin die Möglichkeit sieht, diese verändern zu können, ergreift nin die Chance. Uli spricht von *Werkzeugen*, die nimsin ermöglichen, in der eigenen Geschlechtsidentität anzukommen und gleichzeitig das Bild der anderen anzupassen.

Queere Menschen sprechen häufig als Erstes mit Personen, von denen sie schon wissen, dass sie unterstützend reagieren, über ihre Gefühle. Linda spricht als Erstes mit einem Freund, von dem sie weiß, dass er „keineswegs homofeindlich eingestellt war“ (1/159-160) und Uli mit ihrer jüngeren Schwester, von der nin vermutet, dass diese sich ebenfalls im asexuellen Spektrum verortet. Sie haben sich gezielt Personen gesucht, bei denen sie sich sicher gefühlt haben.

Eine Gemeinsamkeit der Erzählungen besteht darin, dass alle das Finden von einem unterstützenden Freund_innenkreis, der oft selbst queer ist, als sehr hilfreich empfinden, weil sie sich nicht verstellen müssen. An diesen sicheren Orten können sie auch über Diskriminierungserfahrungen und strukturelle Schwierigkeiten sprechen.

5.3. AM ARBEITSPLATZ

In den Erzählungen zeigt sich, dass ein Coming-Out bei der Familie oder bei Freund_innen häufiger erlebt wird als am Arbeitsplatz. Dort gelten andere Bestimmungen und Regeln, da sich die Interviewpersonen in hierarchischen Strukturen befinden und diese nicht selbst gestalten können. Auf der Arbeit treffen unterschiedliche Menschen aufeinander und es wird nicht gewährleistet, dass nicht-normative Menschen sich so wohl fühlen, dass sie sich outen möchten, da das für sie mögliche negative Konsequenzen bedeuten kann. Uli ist zu dem Zeitpunkt des Interviews bereits seit zehn Jahren in derselben Firma angestellt und hat eine Woche nach dem Interview einen Termin mit seiner Geschäftsführung vereinbart, um sich zu outen. Das ist ein wohlüberlegter Schritt, denn Uli hat sich schon viele Gedanken dazu gemacht und mögliche Szenarien und Reaktionen überlegt:

auch Leute, die jetzt nicht Cis sind bei uns willkommen sind und auch ihre/ ähm sich einfach ausleben können, sich zeigen können, wer sie sind, das wäre halt mein Wunsch, aber es hängt halt nicht von mir ab, wenn ich die Möglichkeit bekomme, würde ich natürlich dann schon auch als agender Person auftreten, aber das hängt halt eben davon ab, wie die Geschäftsleitung dazu steht. Ja, wenn das eher nicht so gewünscht ist, dann wird sich außer meinem Namen offiziell nichts ändern und wenn das doch irgendwie ein Thema ist, dass dann quasi, ich sag jetzt mal, ein bisschen einmal Raum bekommen kann, dann würde ich mich freuen, da als/ zur Wegbereitung quasi beizutragen, ja (...) (Uli 2/1112-1120).

Die Möglichkeit, dass die Geschäftsführung positiv reagiert, ist nur eine von vielen. Uli hat sich bereits überlegt, wie nin auf mögliche, negative Gesprächsverläufe reagieren kann. Wichtig ist für Uli, dass nin eine Bestätigung der Firma erhält, dass nin den Namen Uli bereits überall verwendet und damit lebt. Das ist notwendig, um den Vornamen offiziell ändern zu können, den nin bereits seit einigen Jahren beruflich und privat verwendet. Hier wird ein strukturelles Problem sichtbar, da es ein bürokratisch notwendiger Schritt ist, sich von anderen Menschen die eigene Geschlechtsidentität bzw. den verwendeten Vornamen bestätigen lassen zu müssen, um ihn ändern zu können.

Uli fragt sich hier, wie viel *Raum* nin erhalten kann, um über seine Identität zu sprechen und weiß genau, wie viel nin auch ohne Unterstützung der Geschäftsführung erreichen möchte. Uli wünscht sich, die gesamten Strukturen der Firma zu verändern, damit sich nicht-normative ArbeitskollegInnen *willkommen* fühlen. Obwohl nin schon sehr lange dort arbeitet, kann nin überhaupt nicht einschätzen, wie die Geschäftsleitung darauf reagieren wird und das ist auch ein Punkt, der nin wichtig ist zu verändern, damit zukünftige ArbeitskollegInnen nicht noch einmal vor denselben Hürden stehen und sich fragen, ob es sich lohnt, diese zu überwinden. Uli hat sich dafür entschieden, mit der Geschäftsführung darüber zu sprechen, nicht nur, um die

Strukturen für sich selbst angenehmer zu gestalten, sondern auch in der Hoffnung, für andere ArbeitskollegNinnen einen Raum erschaffen zu können, in dem sie sich ohne Angst outen können.

Ein Outing am Arbeitsplatz kann negative Konsequenzen nach sich ziehen und ist mit der Bereitschaft verbunden, persönliche Ressourcen zu verwenden, um mit den Reaktionen darauf umgehen zu können. Mika ist an der Hochschule Kaafelden angestellt und hat bereits vorab durch Gespräche herausgefunden, dass kein Verständnis für Identitäten außerhalb der binären Ordnung besteht. Mikas Arbeitskolleg_innen denken, dass Mika eine lesbische Cis-Frau sei und behandeln Mika aufgrund dessen anders. Mika erzählt, dass Mitarbeiter_innen neuen Arbeitskolleg_innen nicht nur Mikas Arbeitsbereich genannt haben, sondern auch Mikas sexuelle Orientierung. Mikas Kolleg_innen finden es notwendig, dass bereits vor dem tatsächlichen Kennenlernen bekannt ist, dass Mika nicht heterosexuell ist. Aufgrund solcher Vorfällen rechnet Mika mit negativen Reaktionen auf ein Coming-Out als non-binary und Trans*. Abseits der Arbeit konnte Mika die Mika-Zonen immer mehr *ausweiten* und Mika denkt zu dem Zeitpunkt des Interviews viel darüber nach, wie viel Mika in das Einrichten dieser Mika-Zone investieren müsste:

ich denke heute (...) viel drüber nach, ob ich diese Mika-Zonen nicht universal ausweite, aber ich muss ehrlich sagen, ich hab da auch, also gerade auch im beruflichen Bereich zu viel Angst ähm dass ich da auf, auf ähm wenig Support stoße oder es mir (...) oder es einfach/ es mir schwierig macht klingt extrem doof und es stimmt nicht, weil ich mach es mir nicht schwierig (...) das Umfeld macht es mir schwierig dadurch, wenn ich sage "ich möchte so genannt werden" und dann wird vielleicht mit Ausschluss oder, oder (...) mhm was auch immer reagiert, aber das ist ähm das es dann einfach schwieriger ist ähm oder viel Arbeit für mich bedeutet ähm mir diesen Raum auch einzurichten (Mika 2/1388-1395).

Um die Mika-Zonen *universal* nutzen zu können, müsste Mika sich an dem Arbeitsplatz outen, aber befürchtet, dass Arbeitskolleg_innen, mit denen Mika schon über zwei Jahre zusammenarbeitet, Mika dann *ausschließen*. Es ist für Mika nicht absehbar und befindet sich außerhalb der Kontrolle, wie mit Mikas persönlichen Informationen zu Identität und Sexualität, umgegangen wird, nachdem Mika sich geoutet hat. Mika macht diese Entscheidung auch davon abhängig, ob Mika noch lange dort arbeiten möchte und ob es sich noch lohnt, diese *Arbeit* in den Prozess zu stecken. *Wenig Support* kann bedeuten, dass Mika offen diskriminiert wird, aber es kann auch sein, dass Mika berufliche Nachteile dadurch erfährt. Es ist für Mika nicht abzusehen und dementsprechend handelt Mika hier aus Selbstschutz, solange Mika nicht weiß, ob Mika überhaupt bereit ist, sich diesem möglicherweise schmerzhaften Prozess zu stellen.

Mika geht hier darauf ein, dass Mika selbst kein Problem darin sieht, sich zu outen, sondern negative Reaktionen des Umfelds befürchtet. Aus dem bisherigen Verhalten der

Arbeitskolleg_innen schlussfolgert Mika, dass bei einem Outing mit negativen Reaktionen zu rechnen ist. Mika befürchtet dabei ganz konkret berufliche Nachteile, negative Wortmeldungen, verletzendes Verhalten, Diskriminierung, Unverständnis und anstrengende Gespräche. Mika wendet hier eine Vermeidungsstrategie an, also zu warten, zu sondieren und dann je nach der zu erwartenden Diskriminierung/Konfliktsituation zu entscheiden, ob ein Outing ungefährlich ist (vgl. Hänsch 2003:71f.). Sollte Mika beschließen, bei diesem Arbeitgeber noch für einen längeren Zeitraum zu bleiben, dann möchte sich Mika durch ein Outing eine weitere Mika-Zone erschaffen.

Die stark hierarchischen Strukturen spielen bei dieser Entscheidung auch eine Rolle, da sich Mika darüber bewusst ist, dass ein Outing auch negative berufliche Auswirkungen haben könnte, wenn etwa berufliche Chancen aufgrund von Diskriminierung verwehrt werden. Mika ist eine angestellte Person ohne Leitungsfunktion und bräuchte sehr viel Motivation, Energie und Kraft, um die beruflichen Strukturen so zu verändern, damit Mika hier einen sicheren Platz finden könnte.

Linda hat sich mit 31 Jahren an ihrem Arbeitsplatz, der EDV-Abteilung einer öffentlichen Bildungseinrichtung, geoutet. Zu diesem Zeitpunkt hat Linda seit zwei Jahren dort gearbeitet und gleichzeitig Hormone eingenommen. Aus der Erzählung geht hervor, dass Lindas Gesicht in dieser Zeit immer weicher geworden ist und sich ihr Aussehen und ihre Kleidung verändert haben. Linda hat einen Tag von zu Hause aus gearbeitet und dann an alle eine E-Mail geschrieben mit der Information, dass sie Trans* sei und in Zukunft bitte mit dem Namen Linda und weiblichen Pronomen angesprochen werden möchte. Die Reaktionen der Arbeitskolleg_innen waren positiv:

und dann gab es drei nette E-Mails und das war es dann ähm und wir haben jeden Dienstag um Zwei, haben wir ein Meeting, Jour fixe und da war der Chef ganz freundlich und halt, hat es dann geheißen: "Ja, und heute das erste Mal mit Linda" (lacht) ganz nett und ähm die ersten Wochen hatten halt manche Leute noch Probleme mit den Pronomen (Linda 1/1492-1495).

In diesem regelmäßigen Treffen Linda auf diese Art willkommen zu heißen und damit Unterstützung zu signalisieren, ist insofern wichtig, da durch die hierarchischen Gegebenheiten damit auch Lindas Arbeitskolleg_innen vermittelt wird, dass von ihnen eine ähnliche wertschätzende Umgangsform erwartet wird. Lindas Angst vor diesem Coming-Out ist annehmbar, da sich Linda wie die anderen Interviewpartner_innen vermutlich auch andere Szenarien vorgestellt hat und deshalb vorsichtshalber von zu Hause aus diese E-Mail geschickt hat. Bei der Erinnerung an dieses Meeting lacht Linda und zeigt dadurch auch ihre Erleichterung über diese netten Reaktionen der Arbeitskolleg_innen. Dadurch wird auch

deutlich, dass Lindas Erfahrung mit einem Coming-Out am Arbeitsplatz keineswegs selbstverständlich ist.

5.4. DER EIGENE KÖRPER

Unabhängig von dem Arbeitsplatz schaffen sich alle drei Interviewpartner_innen Räume, an denen sie sich nicht verstellen müssen, um negative Reaktionen zu vermeiden. Das sind Freund_innenkreise, die unterstützend sind oder Familienmitglieder, die sich lernbereit zeigen und oft durch Taten zeigen möchten, dass sie ein Teil des Lebens bleiben möchten. Den Körper den eigenen Vorstellungen anzupassen, etwa durch Operationen oder die Einnahme von Hormonen können mögliche Schritte sein, um sich in seinem eigenen Körper wohler fühlen zu können. Den Körper entgegen den gesellschaftlichen Erwartungen an einen weiblich/männlich gelesenen Körper zu verändern, wird von allen Interviewpersonen als psychisch entlastend wahrgenommen:

in dieser zeitlichen Umgebung ist mir dann erst aufgegangen, dass ich mit meinen Brüsten, seit sie gewachsen sind, nie konnte, dass ich sie immer ignoriert hab, im wahrsten Sinn komplett ausgeblendet und verdrängt habe und ähm im Zuge dessen ist mir eben auch aufgegangen, dass es mir psychisch wahrscheinlich oder ziemlich sicher besser gehen wird, wenn ich sie mir entfernen lasse, weil sie einfach nicht zu mir gehören und so ist dann der Wunsch von einer Überlegung zu einem doch einem fixen, ich will die Mastektomie haben, geworden, also das ist mittlerweile wirklich schon fix, dass ich das machen möchte (Uli 2/705-711).

Mit der *zeitlichen Umgebung* meint Uli hier den Zeitraum, in dem nin das erste Mal über das Wissen verfügt hat, dass Mastektomien nicht nur nach Krebsdiagnosen durchgeführt werden, sondern auch auf den eigenen Wunsch hin. Nin hat einige Trans*Männer nach nimsen Umzug kennengelernt und durch Gespräche mit ihnen davon erfahren, dass eine Mastektomie auch für nin eine Möglichkeit darstellen könnte. Bis dahin hat sich nin mit nimsen Brüsten arrangiert und hat sie *immer ignoriert*. Das bedeutet, dass nin versucht hat, Teile nimses Körper nicht wahrzunehmen, um sich nicht damit auseinandersetzen zu müssen. Dabei geht es Uli *psychisch* nicht gut, da es mit (emotionalem) Aufwand verbunden ist, den eigenen Körper zu *ignorieren*. Der Kleidungsstil, die Selbstwahrnehmung und das Selbstbild werden dadurch beeinflusst und Uli gibt an, sich einen Körper ohne sekundären Geschlechtsmerkmale zu wünschen, da nin den eigenen Körper als „komplett geschlechtslos“ (2/634) empfindet. Damit verbunden ist auch die Fremdwahrnehmung, die durch diesen operativen Eingriff gezielt verändert werden kann, sodass Uli nicht mehr als Cis-Frau gelesen wird.

Brüste werden in unserer Gesellschaft mit Weiblichkeit gleichgesetzt, sie stehen einerseits für Sexualität und andererseits für Fruchtbarkeit. Menschen mit Brüsten werden eher weiblich

gelesen und das nach wenigen Sekunden. Ebendiese Wahrnehmung möchte Uli durch die Mastektomie verhindern. Durch die Mastektomie soll sowohl die Selbst- als auch die Fremdwahrnehmung an jenseitige Identität angeglichen werden und so eine emotionale Entlastung herbeigeführt werden.

Die Motivation, eine Mastektomie durchführen zu lassen, ist für Mika eine sehr ähnliche, denn auch Mika möchte nicht mehr als Cis-Frau gelesen werden. Nach der Mastektomie fühlt sich Mika „wie eine neugeborenes Baby“ (1/875). Es ist ein Neuanfang und Mika freut sich sehr darüber, den Körper den eigenen Wünschen angeglichen zu haben und sich nach vielen Jahren mit engen Bindern und Rückenschmerzen, von diesem Teil des Körpers befreit zu haben. Mit den Brüsten einhergehende Erwartungen an Mika werden dadurch auch aufgehoben und Mika kann sich noch einmal neu orientieren und einen besser passenden Platz in der Gesellschaft finden.

Linda möchte die Fremdwahrnehmung ihres Erscheinungsbildes möglichst so gestalten, dass es ihrer Selbstwahrnehmung entspricht. Sie hat nach dem Outing ihren Bart durch eine Laserbehandlung entfernen lassen und nimmt Hormone, die ihr Aussehen verändern. Zusätzlich dazu verwendet sie *Tricks*:

E: Sehr gut (schmunzelt) aber das war eigentlich auch so ein Trick von mir, sprich ähm, weil ich mich auch femininer geben mag und Haare sind jetzt nicht was, was ich verstecken kann und deshalb wollte ich eben halt was, was ich tragen muss, nicht immer Nasenpiercing, ich habe mir letzte Woche das Nasenpiercing stechen lassen, und ich wollte halt was, was ich dann tragen muss, ob ich will oder nicht, ich mein, Nagellack kann ich sagen: okay, mir geht's heute schlecht, ich trag keinen Nagellack (Linda 1/1377-1382).

Linda erzählt hier von Entscheidungen ihr Aussehen betreffend, die schwer rückgängig gemacht werden können, damit sie auch dann *feminin* aussieht, wenn es ihr *schlecht* geht. Das bedeutet, dass es für Linda mit emotionalem Mehraufwand verbunden ist, sich jeden Tag mit Nasenpiercing und langen Haaren zu zeigen und es Tage gibt, an denen sie lieber darauf verzichten würde, von der Umwelt beurteilt zu werden, weil sie weniger emotionale Ressourcen hat, um mit negativen Reaktionen umzugehen. Einerseits wünscht sich Linda, sich möglichst *feminin* zu zeigen und andererseits hat sie Angst vor möglichen Reaktionen bzw. Situationen, in die sie dadurch geraten könnte. Die Haare lang wachsen zu lassen und ein Nasenpiercing zu tragen, sind für Linda *Tricks*, mit denen sie ihre Angst austricksen kann, um so möglichst dem eigenen Bild von sich selbst zu entsprechen. Man könnte diese *Tricks* auch als Strategien bezeichnen, um sowohl sich selbst als auch die Umwelt zu einer veränderten Perspektive zu bewegen.

5.5. QUEER UND GLÜCKLICH

Für keine der Interviewpersonen gab es Vorbilder oder biographische Verläufe, die sie kannten und denen sie hätten folgen können. Das heteronormative Narrativ, in dem zwei heterosexuelle Personen heiraten, Kinder bekommen und dann glücklich sind, ist Teil der Sozialisation. Es gibt spezifische Vorstellungen davon, wie glückliche und gelungene Lebensentwürfe aussehen können und diese werden in Filmen, Büchern, Serien und Liedern immer wieder gezeigt. Diesem Bild nicht entsprechen zu können/wollen, bedeutet für die Interviewpartner_innen, dass sie in den Augen der Umwelt zwangsläufig unglücklich sein müssen:

und vor allem der Aspekt, dass es auch Beziehungen ohne Sex geben kann, dass Personen ohne Sex absolut glücklich sein können, das ist einfach etwas, das nie thematisiert wird ähm genau, Stichwort glücklich sein, meistens ähm ist zu hören, das (imitiert Stimme): "Was du hast keinen Sex? Das ist ja fürchterlich!", also jetzt nicht mir ins Gesicht gesagt, aber das ist generell diese Aussage, Aussagen, ja, in diese Richtung und da frage ich mich dann immer, wieso ist das fürchterlich? Also für mich ist das überhaupt kein Problem, aber ich bin asexuell, ich brauch das nicht, aber allein der Gedanke, dass jede Person Sex braucht für sich, der ist so (...) tief verwurzelt irgendwie und das stört mich dann auch irgendwie, dass es gar keine andere Möglichkeit gibt in den Köpfen der Leute (Uli 2/744-753).

Uli spricht hier nicht von einer bestimmten Situation, sondern von der allgemeinen Reaktion von Menschen, die erfahren, dass nin asexuell ist. Was Menschen glücklich macht, ist individuell, aber bei diesem einen Punkt sind sich scheinbar alle GesprächspartnerNinnen von nin einig: es ist *fürchterlich*, keinen Sex zu haben und wird mit einem Zustand des Unglücks gleichgesetzt. Sie haben keine Vorstellung davon, wie biographische Verläufe von asexuellen Menschen aussehen könnten, da es nie *thematisiert* wird. Die Abwesenheit von Sex wird so häufig als etwas Negatives dargestellt, dass dieses Bild tief in der Vorstellung von einem glücklichen Leben *verwurzelt* ist.

Die Menschen, die sich nin gegenüber so verhalten, sind so sehr in ihrer Meinung überzeugt, dass sie gar nicht auf den Gedanken kommen, dass nin anderer Ansicht als sie sein könnte. Umgekehrt versteht nin überhaupt nicht, warum ein asexuelles Leben kein glückliches sein kann, denn nin *braucht* Sex nicht. Das ist für nin weder Priorität noch ein Bestandteil von Glück. Nin hat mehrere Jahre benötigt, um genügend Wissen über Asexualität zu sammeln und zu reflektieren, dass für nin Sex nicht wichtig ist. Bei solchen Gesprächen wird nin zwangsläufig daran erinnert, dass andere Menschen nims Einstellung nicht nachvollziehen können und diese auch bewerten. Dadurch gerät nin immer wieder in Situationen, in denen Uli die eigenen Entscheidungen verteidigen muss, obwohl nin mit diesen sehr zufrieden ist.

Die Menschen aus dem Umfeld, die sich nicht vorstellen können, dass queere Menschen ein glückliches Leben führen können, erschweren Menschen außerhalb der heteronormativen Ordnung ein Coming-Out. Auch wenn die Interviewpartner_innen selbst kein Problem mit der eigenen Sexualität und/oder Identität sehen und sich wohl fühlen, werden sie mit den Ängsten und Ansichten von nahestehenden Menschen konfrontiert, die sich nicht vorstellen können, wie ein glückliches, queeres Leben aussehen könnte. Mika hat in einem Gespräch mit dem Vater klargestellt, dass Mika glücklich ist und er die eigenen Vorstellungen von einem gelungenen Leben an Mikas Lebensrealität anpassen soll:

hab gesagt: "du Papa (..) ähm ich, ich will, ich will, dass du weißt, dass es mir gut geht (lacht) und ich will aber auch, dass du weißt, dass deine wahrscheinliche Hoffnung, dass irgendwann einmal so ein Traumprinz auf dem weißen Ross daherkommt, sehr, sehr, sehr gering ist ähm ich weiß, dass sich Dinge verändern können, wir wissen aber beide, wenn wir jetzt auf meine zehnjährige Historie als nicht-hetero Person zurückblicken, das es sehr, sehr, sehr unwahrscheinlich bleibt" (Mika 1/1153-1158).

Zeitlich lässt sich dieses Zitat so einordnen, dass sich Mika mit ca. 16 Jahren bei den Eltern geoutet hat und zu dem Zeitpunkt des nacherzählten Gesprächs mit dem Vater ca. 27 Jahre alt ist. Mika hat bereits die Mastektomie durchführen lassen und der Vater weiß von der Beziehung zu Lina. Trotzdem vermittelt er Mika das Gefühl, dass er nach wie vor auf einen *Traumprinz* wartet, der Mika dann zu dem Leben führt, das er sich für Mika möglicherweise wünscht, weil er möchte das Mika glücklich ist. Glück bedeutet für ihn vermutlich, dass Mika eine heterosexuelle Beziehung führt und Kinder bekommt, denn das ist ein biographischer Verlauf, den er kennt und bei dem er davon ausgeht, dass er Mika glücklich machen würde. Obwohl er das nicht so klar formuliert hat, hat Mika diese Botschaft empfangen, denn Mika spricht hier von der *wahrscheinlichen Hoffnung*, dass Mika eine Beziehung mit einem Cis-Mann führt.

Es geht Mika gut und Mika möchte, dass der Vater diesen Aspekt sehen kann und aufhört, sich aus Sorge eine aus seiner Sicht glückliche Zukunft auszumalen. Mika möchte verhindern, immer wieder an biographische Verläufe erinnert zu werden, die sich nicht als passend für Mika erwiesen haben. Daher erinnert Mika ihn daran, wie unwahrscheinlich die Vorstellung von einem *Traumprinz* und einem heteronormativen Leben ist, indem Mika auf die Tatsache hinweist, dass sich dieser Umstand in über zehn Jahren nicht bewahrheitet hat. Mika schließt die Möglichkeit nicht aus, möchte aber, dass der Vater damit aufhört, sich eine heterosexuelle Beziehung für Mika zu wünschen. Solange der Vater darauf hofft, kann er nicht sehen, dass Mika mit dem gewählten Leben und der aktuellen Beziehungsperson glücklich ist.

Alle Interviewpartner_innen erzählen davon, dass es für sie ein Prozess war, sich selbst zu erkennen und zu akzeptieren, und später mit anderen Menschen über ihre Gefühle, Einstellungen und Entscheidungen zu sprechen. Es war und ist für viele auch schmerzhaft und anstrengend gewesen, sich selbst Orte zu schaffen, an denen sie sich wohl fühlen können und Strukturen so anzupassen, dass sie einen Platz darin finden können. In einem der Probeinterviews betont Frida, wie viel Kraft dieser Prozess benötigt hat:

Ich mag voll gerne/ ich mag mich in den Beziehungen, die sich da ergeben haben, ich mag wie ich darüber nachdenke, wie ich mich selber da drin empfinden kann, ich finde es ist einfach was voll Schönes, ich mag daran, dass ich da angekommen bin. Ich mag, dass es irgendwie ne Art von Kraft verlangt, da ankommen zu können, oder für mich war das zumindest so, ich mag, dass es funktioniert hat. Ich mag, dass es was ist, was ich mir irgendwie erkämpfen musste, also ich mag nicht, dass ich es mir erkämpfen musste, aber ich mag, ich mag, dass ich es irgendwie als so nen Teil von mir erkannt habe, der es wert ist, da irgendwie diese Art von Energie rein zu investieren und das ist was so unglaublich Positives in Wahrheit und ich mag den Kontrast, da anzukommen, mit dem was / wie es sich vorher angefühlt hat und manchmal immer noch tut, aber eher in ner Auseinandersetzung mit anderen Leuten und ja, (...) ich würde es nicht hergeben wollen (lacht) (Frida 1/1226-1236).

Frida vergleicht hier ihre aktuelle Lebenssituation, in der sie sich in vielen Bereichen ihres Lebens sehr wohl fühlt mit einer vorherigen Lebensspanne. Aus der Erzählung geht hervor, dass eine Veränderung zwischen diesen Zeitphasen stattgefunden hat, nämlich dass sich Frida Freiräume, die vorher nicht existiert haben, *erkämpft* hat. Trotz Widerstand hat Frida auf sich und ihre Bedürfnisse gehört, obwohl sie sich nicht an anderen biographischen Verläufen orientieren konnte. Es sind andere Menschen und nicht sie selbst, die dafür sorgen, dass sie sich manchmal trotzdem wieder fühlt wie *vorher*, bevor sie sich geoutet hat.

Erst im Nachhinein erkennt Frida, dass sich ihre Entscheidungen als richtig herausgestellt haben, denn sie kommt an einen Punkt in ihrem Leben, an dem sie sich *angekommen* fühlt. Sie zählt die gute Beziehung zu sich selbst, zu ihren Freund_innen und ihre Freude über die Veränderung wie Trophäen auf, die sie durch harte Arbeit gewonnen hat und betont einmal mehr, dass es ihre eigene Leistung war, dass sie heute ein Leben führt, das ihren Vorstellungen von Glück entspricht.

Von dieser Freude und der Erleichterung darüber, dass nicht-heteronormative Lebensläufe glücklich verlaufen können, erzählen fast alle Interviewpartner_innen. Einmal mehr wird hier deutlich, dass es für sie kaum queere Vorbilder gab und sie alle ein individuelles Handlungsmuster entwickeln mussten, um das Leben, das sie sich gewünscht haben, führen zu können. Frida zeigt in diesem Erzählsegment, wie glücklich sie darüber ist, dass es für sie funktioniert hat.

6. CONCLUSIO

Das Ziel der vorliegenden Masterarbeit war es, anhand einer biographischen Fallanalyse die (Über-)Lebensstrategien von Menschen, die sich als queer und/oder LGBTIQQA* identifizieren, herauszuarbeiten. Mein Interesse bezieht sich dabei auf die persönlichen Erfahrungen der Interviewpartner_innen, da in der Biographieforschung nicht Objektivität im Mittelpunkt steht, sondern die individuellen Erfahrungen der interviewten Personen. Anhand der Analyse von Biographien lassen sich die gesellschaftlichen Verhältnisse, in denen diese entstanden sind, zeigen. Mit Hilfe der Narrationsanalyse konnte ich Prozessstrukturen erkennen, die sich in mehreren der biographischen Erzählungen finden lassen.

Meine Prämisse, dass sich heteronormative Strukturen in der Analyse der Biographien finden werden, hat sich bestätigt. Alle interviewten Personen berichten, dass sie an einem Punkt in ihrem Leben feststellten, dass ihre Lebensrealität von anderen Menschen oder Institutionen nicht beachtet wird und nicht den Normen zu Sexualität oder Identität entspricht. In Folge dessen entwickelten alle Interviewpersonen individuelle Handlungsschemas, um ihre Ziele oder Wünsche erreichen zu können. Dabei mussten nicht nur institutionelle Rahmenbedingungen, sondern auch heteronormative Strukturen, umgangen werden.

Der erste Schritt dabei war, auf die eigenen Gefühle zu hören und darauf zu vertrauen, was sich gut anfühlt und was nicht. Die Interviewteilnehmer_innen erzählten, dass unterschiedliche Menschen immer wieder versucht haben, sie zu verändern, um so ihren Vorstellungen von Geschlecht „besser“ zu entsprechen. In Mikas Kindheit bewerten die Eltern Mikas Kleidungsstil als nicht passend für ein Mädchen und fordern Mika wiederholt auf, sich niedliche Ohringe stechen zu lassen. Mika kann die Erwartungen der Eltern nicht erfüllen und leidet darunter, dass Mika auf das eigene Empfinden vertraut, anstatt sich dem Druck zu beugen. Als Mika im weißen Abschlussballkleid zum Ball geht, ist ihre Mutter glücklich, aber Mika wird wenige Monate später wegen Magersucht in ein Krankenhaus eingeliefert.

Auch Uli wird von ihrer Umgebung jahrelang in die Rolle einer Cis-Frau mit heterosexueller Beziehung gedrängt, da MitschülerNinnen und Verwandte einfach davon ausgehen, dass Uli eine sexuelle Beziehung führt, obwohl Uli dem widerspricht. Uli hat sich nach sieben Jahren Freundschaft in Martin verliebt, hatte aber davor kein Vokabular, um ihre Gefühle oder die Beziehung beschreiben zu können und scheiterte an dem Unverständnis der GesprächspartnerNinnen, wenn Uli es doch versuchte. Auf Wohnungssuche gaben sie bei der

staatlichen Vermittlungsagentur an, ein heterosexuelles Paar zu sein, da Wohnungen an keine anderen Paarkonstellationen vergeben wurden. Obwohl sie sich nicht so wahrnahmen, konnten sie sich als heterosexuell bezeichnen, um das System der Wohnungsvermittlung für sich zu nutzen (vgl. LesMigraS 2012:72). Nin war nicht zufrieden mit ihrer Rolle in der Gesellschaft, sah aber keine Möglichkeit, diese zu ändern, weil Nin keine Alternativen kannte. Nin kam zu keinem Zeitpunkt mit nicht-binären Identitätskonstruktionen in Berührung, was auch daran liegt, dass weder im Aufklärungsunterricht in der Schule noch in populären Medien Asexualität oder agender Personen vorkommen.

Nur durch Zufall erfährt Uli von der passenden Identitätsbezeichnung und dieser Zeitpunkt stellt einen Wendepunkt in der biographischen Erzählung dar. Es ist kennzeichnend für heteronormative Strukturen, dass die vorgegebenen Normen ohne Alternativen erscheinen, da Heterosexualität als natürlich und normal dargestellt werden soll. Wie Ulis Beispiel der Vermittlungsagentur für Wohnungen zeigt, gibt es in vielen Bereichen des Lebens Vorteile, wenn man heterosexuell ist. Wenn man es nicht ist, stößt man immer wieder an strukturelle Begrenzungen, die von heterosexuellen Menschen nicht wahrgenommen werden. Dementsprechend schwierig kann es sein, Wissen abseits dieser Normen zu erlangen. In dem Fall von Uli haben heteronormative Strukturen den Zeitpunkt des *Coming In* erschwert und verzögert. Aus Lindas Erzählung geht hervor, dass sie die homo- und trans*feindliche Umgebung als Hindernis bei dem Coming-Out wahrnahm.

In jeder Biographie wird die eigene Geschlechtsidentität auf die ein oder andere Weise erzählt, aber es ist bemerkenswert, dass in den analysierten Biographien der Körper eine wichtige Rolle spielt, um die eigene Geschlechtsidentität auszudrücken und individuelle Handlungsschemata entwickeln zu können. In Gregors Dissertation zu den Biographien von inter*geschlechtlichen Menschen werden Körper und Geschlecht als strukturierende Kategorien für Biographien ausgemacht (vgl. Gregor 2015:315). Ausgehend von diesem Gedanken, möchte ich meine Überlegungen fortführen. Der Körper kommt nur dann nicht explizit in Biographien vor, wenn er etwa den normativen Anforderungen an Geschlecht entspricht. Durch das Entwickeln von einem passenden Handlungsschema können die normativen Erwartungen an den Körper umgangen werden, etwa wenn Uli eine Mastektomie durchführen lässt oder Linda sich die Barthaare durch eine Laserbehandlung dauerhaft entfernen lässt. Das bedeutet auch, dass das binäre Geschlechtsmodell schon dadurch in Frage gestellt wird und andere Personen damit konfrontiert werden. Durch die Veränderung des Körpers an die eigene Vorstellung davon, wird

gleichermaßen die Selbst- als auch die Fremdwahrnehmung zu einer veränderten Perspektive gezwungen.

Anhand der behandelten Interviews lässt sich erkennen, dass heteronormative Vorstellungen und Normen bereits seit der Kindheit, als Teil der Sozialisation, in Körper und Geist von Menschen eingepägt werden. Dabei zeigt sich, dass diese so fest und unverrückbar gelten, bis sie durch einzelne Personen, die das Gegenteil leben, in Frage gestellt werden. Wie sie umgebende Strukturen anpassen können und wie sie mit den jeweiligen Reaktionen von anderen Menschen umgehen, bleibt den einzelnen Personen selbst überlassen, obwohl es sich dabei um ein strukturelles Problem handelt.

Alle biographischen Verläufe zeigten zu unterschiedlichen Zeitpunkten ähnliche Verlaufskurvenpotentiale. Allein durch die Existenz von nicht-normativen Menschen innerhalb einer heteronormativen Ordnung ergeben sich für sie individuelle Herausforderungen, etwa ein *Coming In* oder ein *Coming-Out*. Abhängig von der jeweiligen Lebenssituation, etwa ob unterstützende Bezugspersonen zur Verfügung stehen, werden diese Situationen anders gelöst. Im Falle von Linda hat sich ihr *Coming-Out* verzögert, da sie die Strategie des Schweigens angewandt hat, um sich wahrscheinlichen negativen Situationen zu entziehen. Für Mika war es möglich, mit den Eltern bereits in der Pubertät zu sprechen und so langfristig die eigene Situation zu verbessern, weil es die Möglichkeit für die Eltern gab, sich damit auseinanderzusetzen und zu lernen. Die Erwartungen und Wünsche der Eltern konnten sich so im Laufe der Jahre und mit zunehmendem Wissen der Lebensrealität von Mika anpassen und Mika musste sich dadurch weniger mit Vorstellungen von Geschlecht auseinandersetzen, die nicht als passend empfunden wurden. Zum Zeitpunkt des Interviews gab Mika an, dass die Beziehung zu den Eltern stark sei und sich positiv verändert hat. Linda und ihre Mutter hatten kein einfaches Verhältnis und es hat Jahre gedauert, bis ihre Mutter anerkennen konnte, dass Linda Trans* ist. Trotzdem hat sie mittlerweile verstanden, dass für Linda die Durchführung von einem bestimmten operativen Eingriff wichtig ist, denn sie bot dabei ihre finanzielle Unterstützung an.

Es war ein wichtiger Schritt der Interviewpartner_innen, sich von den Erwartungen, die mit der zugeschriebenen, tradierten Geschlechtsrolle einhergehen, zu befreien, indem sie sich geoutet haben. Dieser Prozess war in keiner der erzählten Biographien einfach, doch das Verlaufskurvenpotential konnte sich dadurch nicht vollständig entfalten.

Da in der (deutsch-)sprachigen Fachliteratur wenig zu Biographien abseits der heteronormativen Ordnung geforscht wurde, möchte ich diese Arbeit mit den Zukunftsvorstellungen und Wünschen der Interviewteilnehmer_innen enden lassen.

Alle Interviewpartner_innen gaben an, dass sie sich mehr Informationen und Aufklärung zu queeren Lebensrealitäten in der Schule gewünscht hätten. Auffallend war, dass alle Interviewteilnehmer_innen sich zum Zeitpunkt des Interviews bereits ausführlich mit Identität und Sexualität auseinandergesetzt haben und eine Phase hatten, in der sie sich verstärkt durch Bücher, Internetrecherchen oder Gespräche informierten. Das bedeutet auch, dass diese Informationen erst verfügbar waren, als gezielt danach gesucht werden konnte. Mika führt an, dass die Beratungs- und Therapieangebote verbesserungswürdig seien, da sie größtenteils von Menschen geführt werden, die sich wenig mit nicht normativen Identitäten oder sexuellen Orientierungen beschäftigt haben. Uli wünscht sich, dass Geschlecht eine weniger wichtige Rolle in unserer Gesellschaft spielen würde und etwa die Arbeitsteilung nach Wissen und Motivation erfolgt und nicht nach stereotypen Vorstellungen von Geschlecht.

Linda gab an, dass bürokratische und medizinische Vorgaben an Lebensrealitäten angepasst werden sollten. Es gibt bestimmte Schritte, die erforderlich sind, um den Namen offiziell zu ändern oder eine Hormonbehandlung zu beginnen, die sie als pathologisierend wahrnimmt. Auch Mika kritisiert den Prozess der Diagnose Trans*, da hier Psychotherapeut_innen, Mediziner_innen oder anderes Personal über das weitere Vorgehen mit dem eigenen Körper, etwa im Zuge einer Hormontherapie, bestimmen. Sie verfassen wiederum Befunde, die notwendig sind, um angestrebte Schritte, wie eine Mastektomie, auf Kosten der Krankenkasse durchführen zu lassen. Dadurch verfügen sie über die Macht, den Zeitpunkt von therapeutischen Schritten zu fördern oder zu verhindern. Linda und Mika erzählten, dass sie immer wieder negative Erfahrungen mit Personen in solchen Machtpositionen gemacht haben. Sie wünschen sich mehr verpflichtende Weiterbildungen für diese Berufsgruppe und mehr Personal, das sich selbst im LGBTIQQA* Spektrum verortet.

Linda wünscht sich, eine gesellschaftliche Veränderung in der Sichtweise von Trans*Personen. Das würde für sie bedeuten, dass sie in der Öffentlichkeit nicht mehr angestarrt wird, ihr mit mehr Verständnis und Wissen begegnet wird und sie weniger Angst haben muss. Mika überlegt, gemeinsam mit der Beziehungsperson eine Familie zu gründen.

Zu Beginn der Arbeit habe ich (Über-)Lebensstrategien als Handlungsweisen definiert, die dazu dienen, das Risiko in einer heteronormativ strukturierten Welt verbal/körperlich

angegriffen zu werden, einzuschätzen und je nach Situation darauf zu reagieren. Durch die Erzählungen der Interviewpartner_innen wird deutlich, dass diese Strategien individuell angepasst werden, da sie von vielen Faktoren, etwa den eigenen emotionalen Ressourcen oder dem Verhältnis zu den beteiligten Personen abhängen.

Nach dem Finden eines unterstützenden Freund_innenkreises und einer Sprache, mit der die eigene Identität und Sexualität ausgedrückt werden kann, gibt es immer weniger Situationen, in denen die Interviewpersonen negative Erfahrungen in Bezug auf Geschlechtsidentität oder Sexualität machen, da sie mehr Einfluss auf die Wahl ihres Umfelds haben. Nach dem Ende der Schulzeit können die Personen, mit denen man Zeit verbringt, gezielter ausgesucht werden. Trotzdem erleben die Interviewpersonen Situationen, in denen sie nicht so handeln können, wie sie wollen würden, weil sie sich in einem Abhängigkeitsverhältnis, etwa einem hierarchischen Arbeitsverhältnis oder in einem medizinischen Kontext, befinden. Hier setzen auch die Wünsche der Interviewpersonen an, da sie etwa mehr Aufklärung und vermitteltes Wissen in Schulen und Berufsausbildungen wünschen, um langfristig in einer Gesellschaft leben zu können, in der es immer weniger Situationen gibt, in denen (Über-)Lebensstrategien von Menschen, die sich als LGBTIQQA* identifizieren, angewandt werden müssen.

LITERATURVERZEICHNIS

- Agentur der Europäischen Union für Grundrechte (2014): LGBT-Erhebung in der EU: Erhebung unter Lesben, Schwulen, Bisexuellen und Transgender-Personen in der Europäischen Union. Ergebnisse auf einen Blick. Amt für Veröffentlichungen der Europäischen Union: Luxemburg
- Akademie der bildenden Künste (2019): trans.inter*.nicht-binär. Lehr- und Lernräume an Hochschulen geschlechterreflektiert gestalten. Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Forschung. Wien
- Aßmann, Katharina/Bobka, Anne/Kaiser, Anna/Klaudat, Anna/ Koch, Sophia (2018): Wie schafft man Bewusstsein für eine Abwesenheit? – Ursachen und Folgen der Stigmatisierung von Asexualität aus der Perspektive Betroffener. In: Gregor, Anja/ Lindner, Diana (Hrsg.): Identitätsforschung in der Praxis: Lehrforschungsberichte von Studierenden für Studierende. Springer Verlag, Berlin/Heidelberg, S. 55-110
- Bade, Xenia (2015): Homosexualität und Schule. Unterstützung homosexueller Jugendlicher im Schulalltag. Diplomica Verlag: Hamburg
- Baumgartner, Renate (2017a): “I think that I’m not a relationship person”: Bisexual women’s accounts of (internalised) binegativity in non-monogamous relationship narratives. In: Psychology of Sexualities Review (Bd. 8/Heft 2), S. 25-40
- Baumgartner, Renate (2017b): Bisexual women and Trauma: Findings from “The National Intimate Partner & Sexual Violence Survey”. In: Bisexual Women Quarterly (Bd. 35/Heft 3), S. 18-19
- Baumgartner, Persson Perry (2019): Die staatliche Regulierung von Trans: der Transsexuellen-Erlass in Österreich (1980-2010). Eine Dispositivgeschichte. Transcript: Bielefeld
- Becker-Schmidt, Regina/ Knapp, Gudrun-Axeli/ Schmidt, Beate (1985): Eines ist zu wenig – beides zu viel. Erfahrungen von Arbeiterfrauen zwischen Familie und Fabrik. Verlag Neue Gesellschaft: Bonn
- Bilden, Helga/ Dausien, Bettina (2006): Sozialisation und Geschlecht. Theoretische und methodologische Aspekte. Budrich: Opladen/ Farmington Hills
- Bittner, Melanie (2012): Geschlechterkonstruktionen und die Darstellung von Lesben, Schwulen, Bisexuellen, Trans* und Inter* (LSBTI) in Schulbüchern. Eine gleichstellungsorientierte Analyse [mit einer Materialsammlung für die Unterrichtspraxis]. Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft: Frankfurt
- Blaise, Mindy (2009): „What a Girl Wants, What a Girl Needs“: Responding to Sex, Gender and Sexuality in the Early Childhood Classroom. In: Journal of Research in Childhood Education, Jg. 23, Nr. 4, S. 450-460
- Butler, Judith (2014): Das Unbehagen der Geschlechter. 17. Aufl. Suhrkamp: Frankfurt am Main
- Castro Varela, María do Mar (2016): Traurige Forschung. Normative Gewalt und Diskriminierungserfahrungen. In: Herrera Vivar/Rostock/Schirmer/Wagels (Hrsg.): Über Heteronormativität. Auseinandersetzungen um gesellschaftliche Verhältnisse und

- konzeptuelle Zwänge. Forum Frauen und Geschlechterforschung (45). Westfälisches Dampfboot, Münster. S.106-118
- Christensen, Jen (2019): Killings of Transgender people in the U.S. saw another high year. In: CNN [online] <https://cnn.it/2FCLPgW> [17.01.2019]
- Czollek, Leah Carola/ Perko, Gudrun/ Weinbach, Heike (2009): Lehrbuch Gender und Queer. Grundlagen, Methoden und Praxisfelder. Juventa: Weinheim/München
- Dausien, Bettina (1994): Biographieforschung als „Königinnenweg“? Überlegungen zur Relevanz biographischer Ansätze in der Frauenforschung. In: Diezinger Angelika u.a. (Hrsg.): Erfahrung mit Methode. Wege sozialwissenschaftlicher Frauenforschung. Kore: Freiburg im Breisgau, S. 129-154
- Dausien, Bettina (1996): Biographie und Geschlecht. Zur biographischen Konstruktion sozialer Wirklichkeit in Frauenlebensgeschichten. Donat Verlag: Bremen
- Dausien, Bettina (1999): Geschlechtsspezifische Sozialisation. Konstruktiv(istische) Ideen zu Karriere und Kritik eines Konzepts. In: Dausien, Bettina (Hrsg.): Erkenntnisprojekt Geschlecht. Leske+Budrich: Opladen, S.216-246
- Dausien, Bettina (2006a): Geschlechterverhältnisse und ihre Subjekte. Zum Diskurs um Sozialisation und Geschlecht. In: Bilden, Helga/ Dausien, Bettina (Hrsg.): Sozialisation und Geschlecht. Theoretische und methodologische Aspekte. Budrich: Opladen/ Farmington Hills, S. 17-44
- Dausien, Bettina (2006b): Biographieforschung. In: Behnke, Joachim (Hrsg.): Methoden der Politikwissenschaft. Neuere quantitative und qualitative Analyseverfahren. Nomos: Baden-Baden, S. 59-68
- Dean/Meyer/Robinson et al. (2000): Lesbian, Gay, Bisexual, and Transgender Health: Findings and Concerns. In: Journal of the Gay and Lesbian Medical Association. Bd. 4/Heft3, S. 102-151
- Decke-Cornhill, Helene (2004): „Identities that cannot exist“: Gender Studies und Literaturdidaktik. In: Bredella, Lothar/ Delanoy, Werner/ Surkamp, Carola (Hrsg.): Literaturdidaktik im Dialog. Narr: Tübingen, S. 181-206
- Decke-Cornhill, Helene (2014): „Do you think he ist the one in the picture who is a girl?“. Gender trouble im englischen Filmunterricht. In: Kleiner, Bettina/ Rose, Nadine (Hrsg.): (Re-)Produktion von Ungleichheiten im Schulalltag. Judith Butlers Konzept der Subjektivierung in der erziehungswissenschaftlichen Forschung. Budrich: Opladen/Berlin/Toronto, S. 57-74
- Degele, Nina (2005): Heteronormativität entselbstverständlich. Zum verunsichernden Potenzial von Queer Studies. In: Freiburger FrauenStudien (Jg. 11, Nr.17), S. 15-39
- DerStandard (2018a): In Wien gab sich erstes gleichgeschlechtliches Paar das Jawort [online] <https://bit.ly/34OV86v> [09.11.2019]
- DerStandard (2018b): Drittes Geschlecht erobert Österreichs Uni-Alltag [online] <https://bit.ly/39mRnr1> [27.03.2020]
- DerStandard (2019): Trotz Ehe für alle: Neue Heiratsverbote für homosexuelle Paare [online] <https://bit.ly/2BIrGpN> [07.06.2020]

- Dresing, Thorsten / Pehl, Thorsten (2018): Praxisbuch Interview, Transkription & Analyse. Anleitungen und Regelsysteme für qualitativ Forschende. 48 Aufl. Eigenverlag: Marburg
- Eckes, Thomas (2004): Geschlechterstereotype. Von Rollen, Identitäten und Vorurteilen. In: Becker, Ruth/ Kortendiek, Beate (Hrsg.): Handbuch Frauen und Geschlechterforschung. Theorie, Methode, Empirie. (Geschlecht & Gesellschaft, Bd. 35). VS Verlag: Wiesbaden, S.165-176
- Falter (2019): Ministerium verbannt Teenstar [online] <https://bit.ly/3dsn7OG> [26.03.2020]
- Fischer, Wolfram (1978): Struktur und Funktion erzählter Lebensgeschichten. In: Kohli, Martin: Soziologie des Lebenslaufs. Luchterhand Verlag: Darmstadt/Neuwied, S. 311-336
- Fischer, Wolfram/ Kohli, Martin (1987): Biographieforschung. In: Voges, Wolfgang (Hrsg.): Methoden der Biographie- und Lebenslaufforschung. Leske+Budrich: Opladen
- Fischer-Rosenthal, Wolfram/ Rosenthal, Gabriele (1997): Narrationsanalyse biographischer Selbstpräsentation In: Hitzler, Ronald/ Honer, Anne (Hrsg.): Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Eine Einführung. Leske+Budrich: Opladen
- Flaake, Karin/King, Vera (1995): Weibliche Adoleszenz. Zur Sozialisation junger Frauen. Campus Verlag: Frankfurt am Main
- Galic, Irena (2012): Herausforderungen an das Konzept einer queeren Pädagogik. Erziehung und Bildung jenseits der Zweigeschlechtlichkeit und des dualen Sexualitätskonzepts mit besonderer Berücksichtigung der Heteronormativität. Dipl. Universität Wien, Institut für Bildungswissenschaft
- Goffman, Erving (2001): Interaktion und Geschlecht. 2. Aufl. Campus: Frankfurt am Main
- Gössl, Martin (2014): Schöne, queere Zeiten? Eine praxisbezogene Perspektive auf die Gender und Queer Studies. Transcript Verlag: Bielefeld
- Götsch, Monika (2014): Sozialisation heteronormativen Wissens: Wie Jugendliche Sexualität und Geschlecht erzählen. Budrich: Opladen/Berlin/Toronto
- Götsch, Monika (2015): Paradoxien heteronormativer Sozialisation. In: Dausien, Bettina/ Thon, Christine/ Walgenbach, Katharina (Hrsg.): Geschlecht–Sozialisation– Transformation. Budrich: Opladen/Berlin/Toronto, S. 129-146
- Grabrucker, Marianne (1986): „Typisch Mädchen...“. Prägung in den ersten drei Lebensjahren; Ein Tagebuch. Fischer-Taschenbuch-Verlag: Frankfurt am Main
- Gregor, Anja (2015): Constructing Intersex. Intergeschlechtlichkeit als soziale Kategorie. Transcript Verlag: Bielefeld
- Gregor, Joris Anja/ Ruby, Sophie (2018): Biographie und Geschlecht. In: Lutz, Helma/Schiebel, Martina/ Tuidier, Elisabeth (Hrsg.): Handbuch Biographieforschung. Springer VS: Wiesbaden, S. 233-244
- Großegger, Beate (2013): Teenage-Angst, Dauerdepression oder „einfach anders“?. Jugendkulturen im Fokus: Die Emo-Szene – Mythen und Fakten. Institut für Jugendkultur: Wien
- Grundmann, Matthias (2006): Sozialisation. Skizze einer allgemeinen Theorie. Konstanz: UVK- Verlagsgesellschaft

- Güting, Damaris (2004): Soziale Konstruktion von Geschlecht im Unterricht. Ethnographische Analysen alltäglicher Inszenierungspraktiken. Klinkhardt: Bad Heilbrunn
- Hagemann-White, Carol (1984): Sozialisation: Weiblich - männlich? Leske + Budrich: Opladen
- Hark, Sabine (1997): Neue Chancen, alte Zwänge? Zwischen Heteronormativität und posttraditionaler Vergesellschaftung. Zur sozialen und psychischen Situation lesbischer Mädchen und schwuler Jungen in Nordrhein-Westfalen. Expertise im Auftrag des Ministeriums für Arbeit, Gesundheit und Soziales. Nordrhein-Westfalen
- Hark, Sabine (2002): Junge Lesben und Schwule: Zwischen Heteronormativität und posttraditionaler Vergesellschaftung. In: Diskurs (Jg. 12/Heft 1), S.50-58
- Hark, Sabine (2004): Lesbenforschung und Queer Theory: Theoretische Konzepte, Entwicklungen und Korrespondenzen. In: Becker, Ruth/ Kortendiek, Beate (Hrsg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie (Bd. 35). VS Verlag: Wiesbaden
- Hartmann, Jutta/Klesse, Christian (2007): Heteronormativität. Empirische Studien zu Geschlecht, Sexualität und Macht – eine Einführung. In: Hartmann, Jutta/Klesse, Christian et al. (Hrsg.): Heteronormativität. Empirische Studien zu Geschlecht, Sexualität und Macht: Wiesbaden
- Hatzenbuehler, Mark: Social Environment (2011): The social environment and suicide attempts in lesbian, gay, and bisexual youth. In: Pediatrics (5. 2011), Bd. 127/Heft 5, S.896-903
- Horstkemper, Marianne (1987): Schule, Geschlecht und Selbstvertrauen: eine Längsschnittstudie über Mädchensozialisation in der Schule. Juventa: Weinheim
- HOSI Wien (2019a): Es trifft fast jede*n Zweite*n. In: LAMBDA (1/2019) Heft 175, S. 26-27
- HOSI Wien (2019b): Begriffe [online] <https://bit.ly/2Q1xFel> [09.11.2019]
- Hänsch, Ulrike (2003): Individuelle Freiheiten – heterosexuelle Normen in Lebensgeschichten lesbischer Frauen. Leske+Budrich: Opladen
- Human Rights Campaign (2012): Growing up LGBT in America. HRC Youth Survey Report: New York
- Hurrelmann, Klaus (2004): Lebensphase Jugend: eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Jugendforschung. 7. Aufl. Juventa: Weinheim
- James, Sandy /Herman, Jody/ Rankin, Susan/ Keisling, Mara/ Mottet, Lisa/Anafi, Ma'ayan (2016): The Report of the 2015 U.S. Transgender Survey. National Center for Transgender Equality (NCTE). Washington, DC
- Jagose, Annamarie (2001): Queer Theory. Eine Einführung. Querverlag: Berlin
- Jäckle, Monika (2009): Schule M(m)acht Geschlechter: Eine Auseinandersetzung mit Schule und Geschlecht unter diskurstheoretischer Perspektive. VS Verlag: Wiesbaden
- Jugendnetzwerk Lambda NRW e.V. (2005): Wir wollen's wissen! Befragung zur Lebenssituation von lesbischen, schwulen und bisexuellen Jugendlichen in NRW [online] <https://bit.ly/2z1qYCL> [03.05.2020]

- Kahlert, Heike (1997): Von schlaunen Mädchen und schlechten Chancen. In: Brück, Brigitte et al. (Hrsg.): Feministische Soziologie. Eine Einführung. 2. Aufl. Campus-Verlag: Frankfurt am Main: S. 181-208
- Kallmeyer, Werner/Schütze, Fritz (1977): Zur Konstitution von Kommunikationsschemata der Sachverhaltsdarstellung. In: Wegner, Dirk (Hrsg.): Gesprächsanalysen. Buske: Hamburg, S. 159–274
- Katz, Phyllis/ Seavey, Carol/Zalk, Rosenberg-Zalk, Sue (1975): Baby X. The Effect of Gender Labels on Adult Responses to Infants. In: Sex Roles (Bd.1/ Heft 2), S. 103-109
- Kelle, Udo/ Kluge, Susann (2010): Vom Einzelfall zum Typus. Fallvergleich und Fallkontrastierung in der qualitativen Sozialforschung. 2. Aufl. VS Verlag: Wiesbaden
- Kenagy, Gretchen (2005): Transgender Health – Findings from Two Needs Assessment Studies in Philadelphia. In: Health and Social Work (30/1), S. 19-26
- Kettner, Verena (2018): Glückliche Objekte. In: an.schläge. das feministische Magazin, Bd. 8
- Kleeman, Frank (2013): Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung in die Praxis des Interpretierens. Springer VS: Wiesbaden
- Klesse, Christian (2007): Heteronormativität und qualitative Forschung. Methodische Überlegungen. In: Hartmann, Jutta/Klesse, Christian et al. (Hrsg.): Heteronormativität. Empirische Studien zu Geschlecht, Sexualität und Macht, VS Verlag: Wiesbaden: S. 35-54
- Kleiner, Bettina (2015): subjekt bildung heteronormativität. Rekonstruktion schulischer Differenzenerfahrungen lesbischer, schwuler, bisexueller und Trans*Jugendlicher. Budrich: Opladen/Berlin/Toronto
- Klocke, Ulrich (2012): Akzeptanz sexueller Vielfalt an Berliner Schulen. Eine Befragung zu Verhalten, Einstellungen und Wissen zu LSBT und deren Einflussvariablen. Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Wissenschaft: Berlin
- Kohlberg, Lawrence (1974): Zur kognitiven Entwicklung des Kinders. drei Aufsätze. Suhrkamp: Frankfurt am Main
- Kraß, Andreas (2009): Queer Studies in Deutschland. In: Kraß, Andreas (Hrsg.): Queer Studies in Deutschland. Interdisziplinäre Beiträge zur kritischen Heteronormativitätsforschung. Trafo: Berlin
- Krell, Claudia/Oldemeier, Kerstin (2017): Coming-Out – und dann...?!. Coming-out-Verläufe und Diskriminierungserfahrungen von lesbischen, schwulen, bisexuellen trans* und queeren Jugendlichen und jungen Erwachsenen in Deutschland. Budrich: Opladen/Berlin/Toronto
- Labov, William (1980): Der Niederschlag von Erfahrungen in der Syntax von Erzählungen. In: Dittmar, Norbert/Rieck, Bert-Olaf (Hrsg.): William Labov. Sprache im sozialen Kontext. Eine Auswahl von Aufsätzen. Athenäum -Verlag: Frankfurt am Main, S. 287-328
- LesMigraS/ Lesbenberatung Berlin (2012): „...nicht so greifbar und doch real“. Eine quantitative und qualitative Studie zu Gewalt und (Mehrfach-)Diskriminierungserfahrungen von lesbischen, bisexuellen Frauen und Trans* in Deutschland. Berlin
- Maier, Maja (2008): Paaridentitäten. Biografische Rekonstruktionen homosexueller und heterosexueller Paarbeziehungen im Vergleich. Juventa Verlag: Weinheim/München

- Maihofer, Andrea (2002): Geschlecht und Sozialisation. Eine Problemskizze. In: Benseler, Frank, Blanck, Bettina, et al (Hrsg.): Erwägen – Wissen – Ethik. Streitforum für Erwägungskultur. Bd. 13. Lucius & Lucius Verlag: Stuttgart
- Maihofer, Andrea (2015): Sozialisation und Geschlecht. In: Hurrelmann, Klaus/Bauer, Ullrich/Grundmann, Matthias/ Walper, Sabine (Hrsg.): Handbuch Sozialisationsforschung. 8. Aufl. Beltz Verlag: Weinheim/Basel, S. 630-658
- Mandel, Laurie/Shakeshaft (2000), Carol: Heterosexism in Middle Schools. In: Lesko, Nancy (Hrsg.): Masculinities at school. Thousand Oaks: Kalifornien, S. 75-103
- McDermott, Elizabeth/Roen, Katrina (2016): Queer Youth, Suicide and Self-Harm. Troubled Subjects, Troubling Norms. Palgrave Macmillan: Basingstoke/Hampshire
- Meuser, Michael (2006): Riskante Praktiken. Zur Aneignung von Männlichkeit in den ersten Spielen des Wettbewerbs. In: Bilden, Helga/ Dausien, Bettina (Hrsg.): Sozialisation und Geschlecht. Theoretische und methodologische Aspekte. Budrich: Opladen/ Farmington Hills
- Meyer, Elizabeth (2008): Gendered harassment in secondary schools: understanding teachers's (non) interventions. In: Gender & Education, Bd. 20/ Heft 6, S.555-570
- Myers, David (2014): Psychologie. 3. Aufl. Springer Verlag: Berlin/Heidelberg
- Nestvogel, Renate (2004): Sozialisationstheorien: Traditionslinien, Debatten und Perspektiven. In: Becker, Ruth/ Kortendiek, Beate (Hrsg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. VS Verlag: Wiesbaden, S. 153-164
- Nodin, Nuno/Peel, Elizabeth/Tyler, Allan/Rivers, Ian (2015): The RARE Research Report LGB&T Mental Health – Risk and Resilience Explored. Project Report. PACE (Project for Advocacy Counselling and Education): London.
- Nysson, Elke (2004): Gender in den Sekundarstufen. In: Glaser, Edith/ Klika, Dorle/ Prengel, Annedore (Hrsg.): Handbuch Gender und Erziehungswissenschaft. Klinkhardt: Bad Heilbrunn, S. 389-410
- Offen, Susanne (2013): Achsen adoleszenter Zugehörigkeitsarbeit. Geschlecht und sexuelle Orientierung im Blick politischer Bildung. Springer VS: Wiesbaden
- Paseka, Angelika (2008): Wie Kinder zu Mädchen und Buben gemacht werden. Einige Erkenntnisse aus der Sozialisations- und Geschlechterforschung. In: Buchmayr, Maria (Hrsg.): Geschlecht lernen. Gendersensible Didaktik und Pädagogik. Studienverlag: Innsbruck, S. 15-32
- Payk, Katharina (2017): Bi*Open. In: an.schläge. das feministische Magazin, Bd. 8
- Plattform Intersex Österreich (2020): Februar 2020: UN-Kinderrechtsausschuss rügt Österreich für nicht notwendige Behandlungen an inter* Kindern [online] <https://bit.ly/2y8egkY> [27.03.2020]
- Plöderl, Martin (2004): Sexuelle Orientierung, Suizidalität und psychische Gesundheit. Eine österreichische Erstuntersuchung. Diss. Universität Salzburg, Institut für Psychologie
- Pohlkamp, Ines (2014): Genderbashing. Diskriminierung und Gewalt an den Grenzen der Zweigeschlechtlichkeit. Unrast: Münster

- Przyborski, Aglaja/Wohlrab-Sahr, Monika (2010): Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch. 3. Aufl. Oldenbourg Verlag: München
- Queer Lexikon (2017): Questioning [online] <https://bit.ly/36Ng8N1> [09.11.2019]
- Reback, Cathy/Simon, Paul/Bemis, Cathleen/ Gatson, Bobby (2001): The Los Angeles Transgender Health Study: Community Report. Universität Los Angeles.
- Reback, Cathy/Clark, Kirsty/ Holloway, Ian/Fletcher, Jesse (2018): Health Disparities, Risk Behaviour and Healthcare Utilization Among Transgender Women in Los Angeles County: A Comparison from 1998-1998 to 2015-2016. In: AIDS and Behaviour. Bd. 22/Heft 8, S. 2524-2533.
- Rendtorff, Barbara/Kleinau, Elke/ Riegraf, Birgit (2016): Bildung – Geschlecht – Gesellschaft. Eine Einführung. Beltz Verlag: Weinheim und Basel
- Repnik, Ulrike (2006): Die Geschichte der lesben- und schwulen Bewegung in Österreich. Milena: Wien
- Rieser, Noah (2020): Inter* Art(ivism). Wo bleiben all die inter* Stimmen, Perspektiven und Charaktere? In: LAMBDA (1/2020), Bd. 179, S.22-23
- Ritter, Kim (2014): Dieses Gefühl irgendwie so'n Zuhause gefunden zu haben. Biographische Konstruktionen von Bisexualität im Kontext monosexueller Ordnung. In: Bundesstiftung Magnus Hirschfeld (Hrsg.): Forschung im Queerformat: aktuelle Beiträge der LSBTI*-, Queer- und Geschlechterforschung. Transcript Verlag: Bielefeld, S.199-214
- Rosenberg, Shoshana (2017): Coming In: Queer Narratives of sexual Self-Discovery. In: Journal of Homosexuality, Bd. 65/Heft 13, S.1-29
- Rosenthal, Gabriele (1987): "...wenn alles in Scherben fällt...". Von Leben und Sinnwelt der Kriegsgeneration. Typen biographischer Wandlungen. Leske+Budrich: Opladen
- Rosenthal, Gabriele (2014): Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung. 4. Aufl. Beltz Juventa: Weinheim/Basel
- Schmidt, Friederike (2015): Entwurf einer sexuell-geschlechtlichen Personagenese der ersten sechs Lebensjahre. In: Schmidt, Friederike/ Schondelmayer, Anne-Christin/Schröder, Ute B. (Hrsg.): Selbstbestimmung und Anerkennung sexueller und geschlechtlicher Vielfalt. Lebenswirklichkeiten, Forschungsergebnisse und Bildungsbausteine. Springer VS: Wiesbaden
- Schnerring, Almut/Verlan, Sascha (2014): Die Rosa-Hellblau-Falle. Für eine Kindheit ohne Rollenklischees. Verlag Antje Kunstmann: München
- Schoppmann, Claudia (2014): Zum Doppelleben gezwungen: Vermeidungs- und Überlebensstrategien lesbischer Frauen im „Dritten Reich“. In: Bundesstiftung Magnus Hirschfeld (Hrsg.): Forschung im Queerformat: aktuelle Beiträge der LSBTI*-, Queer- und Geschlechterforschung. transcript Verlag: Bielefeld, S.35-46
- Schöpfflug, Karin/ Hofmann, Karin et al (2015): „Queer in Wien“. Stadt Wien Studie zur Lebenssituation von Lesben, Schwulen, Bisexuellen, Transgender-Personen und Intersexuellen (LGBTIs). Institut für höhere Studien: Wien
- Schütz, Alfred/Luckmann, Thomas (2017): Strukturen der Lebenswelt. 2. Aufl. UVK Verlag: Konstanz

- Schütze, Fritze (1983): Biographieforschung und narratives Interview. In: Neue Praxis, Bd. 13/Heft 3, S. 283-293.
- Schütze, Fritz (2006): Verlaufskurven des Erleidens als Forschungsgegenstand der interpretativen Soziologie. In: Krüger, Heinz-Hermann (Hrsg.): Handbuch erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 205-237
- Schütze, Fritz (2016): Biographieforschung und narratives Interview. In: Fiedler, Werner/ Krüger, Heinz-Hermann (Hrsg.): Sozialwissenschaftliche Prozessanalyse. Grundlagen der qualitativen Sozialforschung. (ZBBS-Buchreihe). Barbara Budrich Verlag: Opladen/Berlin/Toronto, S. 55-74
- Sears, J. T. (1992): Sexuality and the curriculum. The politics and practices of sexuality education, Teachers College Press: New York
- Singh, Anneliese/ Meng, Sarah/ Hansen, Anthony (2014): "I Am My Own Gender": Resilience Strategies of Trans Youth. In: Journal of Counseling&Development (4.2014), Bd. 92/Heft 2, S. 208-218
- Stangl, W. (2020). Stichwort: „Genderdysphorie“. Online Lexikon für Psychologie und Pädagogik. <https://bit.ly/2O8Aicw> (30.1.2020)
- Sushila_Mesquita (2011): Ban Marriage!. Ambivalenzen der Normalisierung aus queer-feministischer Perspektive. 2. Aufl. Zaglossus: Wien
- Süddeutsche Zeitung (2000): Der Junge, der ein Mädchen sein musste [online] <https://bit.ly/2Mz7YPt> [07.06.2020]
- Sylvain, Cabala/ Balzer, Carsten (2008): Die SYLVAIN-Konventionen – Versuch einer „geschlechtergerechten“ Grammatik-Transformation der deutschen Sprache. <https://bit.ly/2L5lj1j> [02.05.2020]
- TeenSTAR Österreich (2020): Workshops [online] <https://bit.ly/3axvTZG> [3.05.2020]
- Tervooren, Anja (2006): Im Spielraum von Geschlecht und Begehren. Ethnographie der ausgehenden Kindheit. Juventa: Weinheim
- Tervooren, Anja (2007): Einüben von Geschlecht und Begehren. Plädoyer für eine rekonstruktive Sozialisationstheorie. In: Feministische Studien (1/5/2007) Bd. 25/ Heft 1, S. 40-54
- Tervooren, Anja (2012): Sexualität am Ende der Kindheit. Aufführungen unterschiedlicher Begehrensformen. In: Quindeau, Ilka/ Brumlik, Micha (Hrsg.): Kindliche Sexualität, Beltz Juventa, Weinheim und Basel: S. 177-194
- Thorne, Barrie (1993): Gender Play. Girls and boys in School. Rutgers University Press: New Brunswick/New Jersey
- Tillmann, Klaus-Jürgen (2010): Sozialisationstheorien. Eine Einführung in den Zusammenhang von Gesellschaft, Institution und Subjektwerdung. Neuaufl. Rowohlt: Rheinbek bei Hamburg
- TransInterQueer e.V (2015): Inter* und Sprache. Von „Angeboren“ bis „Zwitter“. Berliner Senatsverwaltung für Arbeit, Integration und Frauen – Landesstelle für Gleichbehandlung-gegen Diskriminierung. Berlin

- TransX – Verein für Transgender Personen (2019): Binder und Kompressionsshirts. <https://bit.ly/32qVT4g> [09.11.2019]
- TransX – Verein für Transgender Personen (2020): Personenstandsänderung. <https://bit.ly/2I8xKb3> [29.02.2020]
- Trautner, Hanns-Martin (2006): Sozialisation und Geschlecht. Die entwicklungspsychologische Perspektive In: Dausien, Bettina/ Bilden, Helga (Hrsg.): Sozialisation und Geschlecht. Theoretische und methodologische Aspekte. Budrich: Opladen&Farmington Hill
- Verfassungsgerichtshof Österreich (2018): Intersexuelle Personen haben Recht auf adäquate Bezeichnung im Personenstandsregister. <https://bit.ly/32B29rS> [29.02.2020]
- VIMÖ - Verein intergeschlechtlicher Menschen Österreich (2019): Inter*, Intergeschlechtlich, Intersex, Zwischengeschlecht,...– was ist das? [online] <https://bit.ly/36OnqQB> [09.11.2019]
- Wagenknecht, Peter (2007): Was ist Heteronormativität? Zur Geschichte und Gehalt des Begriffs. In: Hartmann, Jutta/Klesse, Christian et al. (Hrsg.): Heteronormativität. Empirische Studien zu Geschlecht, Sexualität und Macht, VS Verlag: Wiesbaden: S. 17-34
- Weiß, Ralph (2009): Pierre Bourdieu: Habitus und Alltagshandeln. In: Hepp, Andreas/ Krotz, Friedrich/ Thomas, Tanja (Hrsg.): Schlüsselwerke der Cultural Studies. VS Verlag für Sozialwissenschaften: Wiesbaden
- Wetterer, Angelika (2004): Konstruktion von Geschlecht. Reproduktionsweisen der Zweigeschlechtlichkeit. In: Becker, Ruth/ Kortendiek, Beate (Hrsg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. VS Verlag: Wiesbaden: S. 122-131
- Wickler, Wolfgang/Seibt, Uta (1998): männlich- weiblich. Ein Naturgesetz und seine Folgen. Spektrum: Heidelberg
- Wilchins, Riki/ Taneika, Taylor: 50 under 30. Masculinity and the War on America's Youth. A Human Rights Report. Gender Public Advocacy Coalition. Washington, DC.
- Wong, Frank (2015): In Search for the Many Faces of Community Resilience Among LGBT Individuals. In: American Journal of Community Psychology (3.2015), Bd.55/Heft 1-2, S. 239-241
- Zeeman, Laetitia/Aranda, Kay/Sherriff, Nigel/Cocking, Chris (2017): Promoting resilience and emotional well-being of transgender young people: research at the intersections of gender and sexuality. In: Journal of Youth Studies (16.3.2017) Bd. 20/Heft 3, S. 382-397

ABBILDUNGSVERZEICHNIS

Abb.1 Human Rights Campaign (2012): Growing up LGBT in America. HRC Youth Survey Report: New York

KURZFASSUNG

Die vorliegende Masterarbeit beschäftigt sich mit der Frage, welche Erfahrungen von Menschen, die sich als LGBTIQQA* und/oder queer identifizieren, gemacht und erzählt werden. Meine Annahme ist, dass innerhalb einer heteronormativ strukturierten Umwelt nicht-normative Menschen – bewusst oder unbewusst – Strategien anwenden, um so wenig wie möglich diskriminiert zu werden bzw. zu (über-)leben. Diese möchte ich anhand biographisch-narrativer Interviews herausarbeiten, um zu analysieren, inwiefern sich heteronormative Strukturen auf Biographien auswirken und wie sich die Interviewpartner_innen eigene Handlungsspielräume erarbeiten konnten. Dabei werden im theoretischen Teil heteronormative Strukturen während der Sozialisation, im Kindergarten und in der Schule behandelt.

Im methodischen Teil der Arbeit gehe ich ausführlich auf die Biographieforschung und die Analyse von biographischen Erzählungen durch die Narrationsanalyse nach Schütze ein. Die Interviewführung orientiert sich an Rosenthal. Das empirische Material besteht aus drei Interviews, die einzeln auf mögliche (Über-)Lebensstrategien hin untersucht und analysiert wurden. Durch den anschließenden Vergleich konnten fallübergreifende biographische Aspekte bzw. Prozessstrukturen herausgearbeitet werden.

ABSTRACT

This master thesis deals with the question of what experiences are made and told by people who identify themselves as LGBTIQQA* and/or queer. My assumption is that within a heteronormatively structured environment, non-normative people - consciously or unconsciously - use strategies in order to be discriminated as little as possible or in order to survive. I work this aspect out by analyzing biographical narrative interviews in order to see to what extent heteronormative structures affect biographies and how the interview partners were able to develop their own scope for action. The theoretical part deals with heteronormative structures during socialization, kindergarten and school.

In the methodological part of the thesis, I deal in detail with biography research and the analysis of biographical narratives by narrative analysis according to Schütze. The interview technique is based on Rosenthal. The empirical material consists of three interviews, which were individually examined and analyzed for possible (survival) strategies. The subsequent comparison enabled cross-case biographical aspects and process structures to be worked out.

TRANSKRIPTIONSNOTATION

E:	Erzähler_in
I:	Interviewer_in
(.)	Pause, jeder Punkt bedeutet eine Sekunde
(5)	Pause mit Angabe der Dauer in Sekunden
?	Frageintonation
<u>Unterstreich</u>	Betont oder lauter formuliert
(Text)	Schwer verständliche Textstelle, vermuteter Text
: „Text“	Erzähler_in verwendet direkte Rede in der Erzählung
(lacht)	Nonverbale Äußerungen
Wortabb/	Wortabbruch
Das ist /	Satzabbruch

(vgl. Dresing/Pehl 2018:23ff)

ANHANG

Das war das Interviewgesuch, das ich in einer queeren Bar aufgehängt habe. Es wurde nachträglich pseudoanonymisiert.

GESUCHT: INTERVIEWPARTNER_INNEN

Für meine Masterarbeit suche ich nach Menschen, die sich als **QUEER UND/ODER LGBTIQQA*** identifizieren und mir in einem biographischen Interview von ihrem Leben erzählen möchten.

Ich studiere Gender Studies. Bei Interesse, Fragen oder wenn Sie mehr Informationen möchten, freue ich mich über Kontaktaufnahme an: E-Mail-Adresse

Auszüge aus den SYLVIAN Konventionen:

„Für viele trans- und intergeschlechtliche Menschen stellt die deutsche Sprache eine echte Herausforderung dar. Ihre Grammatik, die für Menschen nur die beiden geschlechtlichen Formen Maskulinum und Femininum, also männlich und weiblich, vorsieht, grenzt sie aus und macht sie unsichtbar. So wird Sprache auch in Bezug auf unsere Vorstellung von Geschlecht zu einem Machtinstrument, welches entscheidend beeinflusst, wer gesehen wird und wer nicht. Die in vielen Liminalis-Artikeln übliche Verwendung eines Unterstrichs in Personenaufzählungen (Informant_innen etc.) verdeutlicht diese Unsichtbarmachung von Menschen durch Sprache“ (Sylvain/Balzer 2008:40).

„Die in den „SYLVAIN-Konventionen“ beinhaltete Transformation der deutschen Grammatik besteht aus drei Komponenten, die zu einer geschlechtergerechteren Sprache führen sollen. Die zentrale Komponente hierzu ist die Einführung eines neuen grammatikalischen Geschlechtes, des „Indefinitivums“, und damit eine umfassende Erweiterung der verschiedenen Pronomen und Deklinationen der deutschen Grammatik. Darüber hinaus beinhalten die „SYLVAIN-Konventionen“ auch grundsätzliche Änderungen, die verschiedene Unregelmäßigkeiten der deutschen Sprache, die zu einer Ungleichbewertung der Geschlechter führen, in geschlechtergerechtere Formen transformieren. Schließlich wird in den „SYLVAIN-Konventionen“ auch die Dominanz grammatikalisch männlicher Formen in der deutschen

Grammatik aufgelöst. Die Änderungen und neuen Formen sind in den folgenden Grammatik-Tabellen durch Hervorhebung gekennzeichnet“ (Sylvain/Balzer 2008:41f.).

Personalpronomen (Sylvain/Balzer 2008:47)

Den drei Personalpronomen der dritten Person (er, sie, es) wird das Personalpronomen „nin“ hinzugefügt. Dieses vierte Personalpronomen erhält eigene Deklinationen.

Singular						
	1. Person	2. Person	3. Person			
			Maskulinum	Femininum	Indefinitivum	Neutrum
Nominativ	ich	du/Sie	er	sie	nin	es
Genitiv	meiner	deiner/Ihrer	seiner	ihrer	nimser	seiner
Dativ	mir	dir/Ihnen	ihm	ihr	nim	ihm
Akkusativ	mich	dich/Sie	ihn	sie	nin	es

Plural						
	1. Person	2. Person	3. Person			
			Maskulinum	Femininum	Indefinitivum	Neutrum
Nominativ	wir	ihr	sie			
Genitiv	unserer	eurer	ihrer			
Dativ	uns	euch	ihnen			
Akkusativ	uns	euch	sie			

Possessivpronomen (Sylvain/Balzer 2008:49)

Die Possessiv-Pronomen werden mit einer neuen Form der dritten Person Singular ergänzt. Diese wird in allen Singularformen durchdekliniert:

	Singular				Plural			
3. Person – Singular - liminal								
	maskulin	feminin	liminal	neutral	maskulin	feminin	liminal	neutral
Nominativ	nims	nimse	nimsin	nims	nimse			
Genitiv	nimses	nimser	nimsins	nimses	nimser			
Dativ	nimsem	nimser	nimsim	nimsem	nimsen			
Akkusativ	nimsen	nimse	nimsin	nims	nimse			